



J.B.METZLER

Matthias N. Lorenz

»Auschwitz drängt uns auf einen Fleck«

Judendarstellung und Auschwitzdiskurs
bei Martin Walser

Mit einem Vorwort von Wolfgang Benz

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart • Weimar

Matthias N. Lorenz, Dr. phil., lehrt am Fachbereich Kulturwissenschaften der Universität Lüneburg, wo er 2004 mit der vorliegenden Untersuchung promoviert hat; Verfasser der Bibliographie »Martin Walser in Kritik und Forschung« (2002).

Wolfgang Benz, Prof. Dr., Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, Autor und Herausgeber zahlreicher Werke zum Thema; Geschwister-Scholl-Preis 1992.

Abbildung auf dem Einband:
Uraufführung von »Eiche und Angora« am Schiller-Theater Berlin
(Inszenierung: Helmut Käutner; rechts Rudolf Fernau als Jude Woizele);
Theater heute, November 1962, S. 17.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.

ISBN-13: 987-3-476-02119-9

ISBN-10: 3-476-02110-X

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2005 J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de
Einbandgestaltung: Willy Löffelhardt
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany
August / 2005

Verlag J.B.Metzler Stuttgart · Weimar

1. Einleitung: Martin Walser „revisited“

Dass diese Arbeit Walser-kritisch auftritt, wird bereits anhand der Gliederung des Materials im Inhaltsverzeichnis sowie den thesenhaft zugespitzten Kapitelüberschriften deutlich. Gleichwohl ist die Motivation für diese kritische Auseinandersetzung keineswegs, den *Menschen* Martin Walser zu beschädigen, herabzusetzen oder zu kränken – wobei klar ist, dass dies aus Sicht des Betroffenen trotz der eben erklärten Absicht gar nicht ausbleiben kann. Vielmehr soll anhand der Schriften Walsers exemplarisch aufgezeigt werden, was Klaus Briegleb vermutet, aber nicht philologisch genau belegt hat: dass es literarischen Antisemitismus in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit und Gegenwart gab beziehungsweise gibt, und dass dieser gerade in der auf einem antifaschistischen Konsens gegründeten Gruppe 47 einen Ort hatte.¹ Walser ist der alleinige Untersuchungsgegenstand, wird aber als Beispiel für eine Geisteshaltung angesehen, die längst vor und neben ihm existiert(e). Dieser Autor eignet sich besonders für diese Herangehensweise, weil er als Schriftsteller und Intellektueller symptomatisch für seine Generation steht: Er gehört einerseits der sogenannten Flakhelfergeneration an, die wie keine andere Generation im „Dritten Reich“ sozialisiert wurde, aber für eigene Täterschuld zu jung ist. Andererseits ist Walser ein prominenter Vertreter der jüngeren Mitglieder der Gruppe 47, dieser bis heute wichtigsten Schriftstellervereinigung der Bundesrepublik. Walser steht mit seiner persönlichen und schriftstellerischen Biografie stellvertretend für jene Nachkriegsintellektuellen, die mit dem Anspruch antraten, das bessere Deutschland zu sein. Er kann unbestritten als wichtige Repräsentationsfigur dieser fortschrittlicheren Kräfte in der jungen Bundesrepublik gelten, die sich antifaschistisch und nonkonformistisch definierten. Insofern glaubt der Verfasser, die Beschäftigung mit einem Zeitgenossen, dessen Texte unter Antisemitismusverdacht stehen, auch dann rechtfertigen zu können, wenn das Ergebnis für diesen unerfreulich ausfallen kann. Walsers langjährige Bekannte Ruth Klüger hat in ihrer unverblühten Sprache geschrieben: *„Wir reden hier von analysierbaren Texten. Die Selbsteinschätzung der Dichter und ihre unerforschten Seelen stehen auf einem anderen Blatt.“*²

1 Vgl. Briegleb 2003.

2 Ruth Klüger: „Siehe doch Deutschland“. Martin Walsers „Tod eines Kritikers“, in: *FR* 27.06.2002.

1.1 Grundfragen

Zwei Fragen leiten diese Arbeit. Die erste Frage ist durch die Walser-Bubis-Debatte von 1998, vor allem aber durch die Diskussion um Walsers Roman „Tod eines Kritikers“ angestoßen worden. In beiden Debatten wurden dem Autor nationalistische und antisemitische Ressentiments angelastet. Die prominentesten Vorwürfe wurden 1998 von Ignatz Bubis, dem damaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, und 2002 von Frank Schirrmacher, Mitherausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, vorgebracht: Bubis hatte Walser nach dessen Friedenspreis-Rede einen „geistigen Brandstifter“ und „latenten Antisemiten“ genannt, Schirrmacher hatte den Vorabdruck von Walsers Roman „Tod eines Kritikers“ deshalb abgelehnt, weil der Roman die „Exekution“ des jüdischen Holocaust-Überlebenden Marcel Reich-Ranicki „fiktiv nachzuholen“ versuche. Diese erste Frage, die Walsers Stücke und Romane in den Blick nimmt, lautet:

- Trifft der gegen Martin Walser erhobene Antisemitismusvorwurf zu? Es ist zu untersuchen, wie literarischer Antisemitismus in seinem Werk aussehen und wodurch er motiviert sein könnte.

Die zweite Frage stellt die Gegenprobe zur ersten Frage dar und rekurriert auf das Argument, das 1998 und 2002 am häufigsten zur Verteidigung Walsers – auch von ihm selbst – ins Feld geführt wurde: Dem Autor von nachgerade klassischen Texten zur NS-Vergangenheit wie „Der Schwarze Schwan“ (1964), „Unser Auschwitz“ (1965) oder „Auschwitz und kein Ende“ (1979) Antisemitismus vorzuwerfen, zeuge entweder von Unkenntnis oder Böswilligkeit. Die zweite Frage, die auch Walsers essayistische Texte berücksichtigt, lautet daher:

- Kann Martin Walser für sich in Anspruch nehmen, aufgrund seiner lebenslangen Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus vor dem Antisemitismusvorwurf gefeit zu sein? Will man dem Autor gerecht werden, so folgt daraus die Verpflichtung nachzuzeichnen, wie er sich wann und wo über Juden, Auschwitz und die „deutsche Schuld“ geäußert hat.

Diese Grundfragen sollen in folgenden Arbeitsschritten bearbeitet werden: Zunächst führt Kap. 1.2 kurz in die Vielfalt von Interpretationsansätzen der schriftstellerischen und politischen Entwicklung des Autors ein und konstruiert eine neue Perspektive auf sein Werk. Anschließend wird in Kap. 2 versucht, die Begriffe „Antisemitismus nach Auschwitz“ und „literarischer Antisemitismus“ zu klären, um zu einem Instrumentarium zu kommen, das zur Analyse von literarischen Texten, die unter Antisemitismusverdacht stehen, befähigt. In Kap. 3 werden die Kontroverse um „Tod eines Kritikers“ und der Roman selbst analysiert, ergänzt durch einen Überblick über die Forschungsliteratur speziell hierzu. Hierbei ist erstens zu zeigen, dass eine Argumentation, wie sie vor allem Frank Schirrmacher geführt hat, einer genauen Romananalyse nicht standhält, zweitens aber auch, inwiefern das Buch trotzdem höchst

problematische Signale aussendet. Daran knüpft Kap. 4 an, in dem die anhand von „Tod eines Kritikers“ gemachten Beobachtungen in Walsers Gesamtwerk – in öffentlichen Äußerungen des Autors, ausgewählten Theaterstücken, Romanen, Novellen, einem Hörspiel und einem Drehbuch, sowie in Reden, Aufsätzen und Artikeln – kontextualisiert werden. Dabei geht es um Subtexte, die sich allmählich verdichten und schließlich nicht mehr unter der Oberfläche der Haupthandlung „versteckt“ sind, sondern zum eigentlichen Thema des jeweiligen Textes werden. Die Spur jener Subtexte soll aufgezeigt werden, die zu der von Frank Schirrmacher behaupteten antisemitischen Eskalation in „Tod eines Kritikers“ geführt hat. Abschließend gilt es in Kap. 5, eine Interpretation der Ergebnisse dieser (Lebens-)Werkanalyse vorzulegen, die der Ambivalenz des Walser'schen Umgangs mit Auschwitz gerecht wird: Seiner intensiven Bearbeitung des Themas einerseits und der *dabei* erkennbaren Ressentiments andererseits.

Zuletzt hat Martin Gubser 1998 das Problem des literarischen Antisemitismus grundlegend zu fassen versucht. Gubser führt aus, dass der Umgang der Majorität mit einer Minorität ein Gradmesser des ethischen Niveaus der Mehrheit ist – was zweifellos zu allen Zeiten gilt. Während jedoch Gubser seiner Fragestellung gemäß der jeweiligen sprachlichen und intellektuellen „Verrohungsstufe“³ der Schriftsteller des 19. Jahrhunderts nachspürt, deren Kumulation er schließlich in der sogenannten „Endlösung der Judenfrage“ sieht, ist bei der Untersuchung der Werke Walsers die Ausgangslage eine gänzlich andere. Mit ihnen steht eine Literatur zur Diskussion, die nach dem Holocaust entstand und vom Wissen um den Holocaust geprägt ist.⁴ Allein Walsers politische Ausrichtung als Sympathisant der Sozialdemokraten (1961) und der Kommunisten (um 1970) sowie seine Zugehörigkeit zur Gruppe 47⁵ galten und gelten

3 Gubser 1998, S. 50.

4 Im Folgenden wird, neben der von Walser häufig verwendeten Chiffre „Auschwitz“, der Begriff „Holocaust“ statt „Shoa/Shoah“ benutzt. Die Problematik des Begriffs „Holocaust“ ist bekannt, doch mittlerweile ist er nicht mehr nur im amerikanischen Diskurs der gängige Begriff schlechthin für die systematische Ermordung der europäischen Juden im Nationalsozialismus (vgl. konzis Jasper 2004, S. 435f.). Der Verfasser hält es mit der streitbaren Auschwitz-Überlebenden Ruth Klüger, die ausführte: *„Den Holocaust gab es als Ereignis, aber nicht diesen Ausdruck und daher auch nicht den Begriff. [...] Erst seit den frühen siebziger Jahren hat sich das Wort eingebürgert und die Sache umgrenzt. Ob das hebräische Wort ‚Shoah‘ ein geeigneteres Wort sei, wie neuerdings behauptet wird, kümmert mich nicht: Solang es nur irgendein Wort gibt, das sich ohne Umschweife und Nebensätze gebrauchen läßt. Denn Wörter, einfache Wörter, wie sie mit Definitionen im Wörterbuch stehen, nicht einmal die hochtrabenderen Wörter, grenzen ab und schaffen umfriedetes Gedankengelände; sonst muß man jedesmal erklären, wovon die Rede ist, [...]“* (Klüger 1992, S. 233). Zudem weist Willi Jasper darauf hin, dass der Begriff „Shoa/Shoah“ dezidiert die Sichtweise der Opfer wiedergibt und damit eigentlich *„im Land der Täter keine bedenkenlose Verwendung finden“* (Jasper 2004, S. 436) kann.

5 Walser las in der Gruppe 47 bei den Treffen der Jahre 1953, 1954 und 1955 und bekam 1955 den Preis der Gruppe für die kurze Erzählung „Templones Ende“ zugesprochen. Auch an späteren Treffen nahm er teil, stellte aber keine eigenen Texte mehr vor.

als Ausweis einer „anti-antisemitischen“ Gesinnung – ein Grundpfeiler des Mythos „Gruppe 47“, der allerdings nicht unumstritten ist.⁶

Die Arbeit untersucht ausgewählte Werke Walsers hinsichtlich kollektiver Vorstellungen „vom Juden“, die sich möglicherweise auch gegen Intention und Bewusstsein des Autors als Subtexte entwickelt und durchgesetzt haben. Dabei will der Verfasser nicht in den Ruch geraten, sich als „literaturwissenschaftliche[r] Rassismusbeauftragte[r]“⁷ zu betätigen. Auch Julius H. Schoeps und Joachim Schlör warnen in der Auseinandersetzung mit antisemitischen Bildern vor Überheblichkeit:

„Der bloße Vorwurf des Antisemitismus ist zum Instrument in einer tagespolitischen Auseinandersetzung geworden [...]. Wer Detektiv spielt, wer die ‚Jagd‘ aufnimmt und andere erledigen will, weil sie den von ihm selbst aufgestellten Kriterien zuwiderhandeln, -sprechen oder -schreiben: der stellt sich selbst, unangreifbar, unbetroffen, außerhalb; der gibt vor zu wissen, was Antisemitismus sei, der gibt vor entscheiden zu können, wer ein Antisemit sei, der etabliert vor allem zuerst seinen eigenen Standpunkt, seine eigene Position: außerhalb. Allzuständig und entscheidungsbefugt, weil nicht betroffen. Wenn diese aktuellen Debatten vorbei sind, und wie schnell gehen sie immer vorbei, wird sich nichts geändert haben. Dann kommt ein neues Thema, ein neues Ziel der vehementen Angriffe.“⁸

Wie problematisch die aktuellen Antisemitismusdebatten sind, zeigt eine ebenso humorvolle wie treffende Charakterisierung aus der *Frankfurter Rundschau*,⁹ die vier verschiedene Typen von Diskursteilnehmern unterscheidet: Zunächst gebe es den *Antisemiten*. Er fühle sich als Opfer einer Verschwörung, die je nach Prägung Weltjudentum, Wallstreet oder Medienmacht heißen könne. Gleichwohl verstehe sich der Antisemit nicht als Judenfeind und meine, dies auch nicht zu erkennen zu geben. Sein Gegenspieler sei der *Anti-Antisemit*. Er müsse den Antisemiten überführen, obwohl dieser seine Judenfeindschaft gar nicht offen zeige. Dazu bediene sich der Anti-Antisemit des Verdachts: Er überprüfe Sprache und Rhetorik des Verdächtigen und suche nach Anzeichen einer latenten Judenfeindschaft:

„Der Anti-Antisemit muss den Nachweis führen, dass das explizit Gesagte nicht das implizit Gemeinte ist, er muss Sprache als doppelbödig entlarven. Er muss ein Raster entwickeln, das unterscheidet: zwischen persönlicher Animosität (die grundsätzlich legitim ist) [...] auf der einen Seite und auf der anderen Seite einer Haltung, bei der Animosität und Kritik nur Ausdruck einer tieferliegenden Einstellung gegen Juden sind.“ (Ebd.).

6 Vgl. Briegleb 2003 (Näheres zu Brieglebs Studie in Kap. 3.2).

7 So lautet der Vorwurf Wolfgang Schneiders gegen Yahya Elsaygh, den Verfasser der Studie *Die imaginäre Nation. Thomas Mann und das ‚Deutsche‘*, München: Fink, 2000 (vgl. Schneider 2002, S. 36).

8 Schoeps/Schlör 1995, S. 13.

9 Vgl. Speck 2002.

Da der Anti-Antisemit nur mit Verdachtsmomenten und mit seinen eigenen Interpretationen arbeite, werde er sein Urteil nie beweisen, sondern immer nur begründen können. Es gebe aber noch den Typus des *Anti-Anti-Antisemiten*. Dieser unterstelle dem Anti-Antisemiten, sich ebenso wie der Antisemit in einem Wahnsystem zu bewegen, also ebenso einer Verschwörungstheorie anzuhängen. Sein Angebot sei, alle Äußerungen „zum Nennwert“ zu nehmen und keine latenten Botschaften dahinter zu vermuten. Diese Haltung werde schließlich kritisiert vom *Anti-Anti-Anti-Antisemiten*. Dieser werfe dem Anti-Anti-Antisemiten vor, „zu übersehen, dass das Phänomen des latenten Antisemitismus tatsächlich existiert“ (ebd.).

Treffender lässt sich die erhitzte, moralisierende und verquaste deutsche Antisemitismusdebatte in ihrer überkomplizierten Begrifflichkeit und Verkrampftheit nicht fassen. Derartigen Typisierungen zu entgehen ist Anspruch der vorliegenden Arbeit.

1.2 Zu einigen Problemen der Walser-Forschung

„Walsers Kehrtwendung vom linken Kämpfer zum CSU-Festredner der nationalen Einheit [...]“¹⁰

Im Folgenden wird der Blick auf eine der Kernfragen der Walser-Philologie gerichtet: In zahlreichen Beiträgen hat die Fachwelt darüber diskutiert, ob Martin Walser sich politisch grundlegend gewandelt habe.¹¹ Tatsächlich ist die Aufnahme und Kommentierung dieses Diskurses wichtig, weil eine Arbeit über den in erster Linie politischen Vorwurf gegen einen Autor (Antisemitismus) dessen politische Haltung nicht übergehen kann. Auch wenn hier Walsers Genese als öffentliche Figur und sein damit einhergehendes Engagement in der Öffentlichkeit nicht untersucht werden soll und kann, sei an dieser Stelle kurz darauf verwiesen, dass sich konkurrierend oder ergänzend zur oben zitierten Deutung Walsers als „ehemaliger Linker“ eine Alternative anbietet: Die hier zu entwickelnde Alternative heißt Werkkontinuität und wird – im Unterschied zu einer derzeit gerade wieder breiter kommunizierten konservativen Argumentation, die Werkkontinuität für Walser in Anspruch nimmt, um ihn so zu verteidigen und schließlich zu vereinnahmen¹² – *kritisch* gedacht. Die Annahme von Kontinuitäten ist die Grundvoraussetzung für eine Fragestellung, die den gegen Walsers Alterswerk erhobenen Antisemitismusvorwurf in eine Betrachtung seines Gesamtwerks einbettet.

10 Schmitter 1996. – Schmitters Formulierung aus einer Kritik zu „Finks Krieg“ (1996) kehrt in vielen Beiträgen über Walser mit nur geringen Abweichungen immer wieder.

11 Vgl. die hierzu gesammelten Beiträge bei Lorenz 2002, S. 64-68.

12 Vgl. z.B. Borchmeyer/Kiesel 2003a.

Martin Walsers Entwicklung ist schwer fassbar. Die Behauptung, er habe sich politisch von „links“ nach „rechts“ gewandelt,¹³ greift zu kurz¹⁴ (und widerspricht nicht zuletzt auch Walsers eigener Wahrnehmung).¹⁵ Doch selbst wenn die politische Richtungsänderung zuträfe, wäre nach einem Grund für diesen Wandel zu fragen. Hierzu finden sich jedoch kaum nachvollziehbare Deutungen. Zudem relativieren sich die in der Sekundärliteratur kursierenden Datierungen und Phaseneinteilungen von Walsers Werk durch ihre Widersprüchlichkeit fast bis zur Aussagelosigkeit.

- Daher soll in diesem Kapitel zunächst die Schwierigkeit vorgeführt werden, Aussagen über Walsers Entwicklung zu treffen. Ausgehend von diesen Schwierigkeiten wird eine Betrachtungsweise vorgeschlagen, die gewisse Kontinuitäten in seinem Gesamtwerk anerkennt.
- In den folgenden Kapiteln dieser Arbeit ist dann anhand von Walsers lebenslanger Thematisierung des Nationalsozialismus zu untersuchen, inwieweit hier Positionsverschiebungen festzustellen sind. Dabei ist im Sinne einer Werkkontinuität nicht vom Frühwerk, sondern von „Tod eines Kritikers“ auszugehen. Die dort getroffenen Aussagen sollen durch eine Analyse der Debatte und des Romans herausgearbeitet werden, um sie dann mit früheren Texten Walsers in Beziehung

13 Unter anderen hat Gerald A. Fetz für die Literaturkritik dokumentiert, dass Walser bis 1988 als Linker galt und seit seiner Münchner Rede „Über Deutschland reden“ als politisch rechts eingeordnet wird (vgl. Fetz 1997, S. 171-186).

14 Belege dafür, dass diese Behauptung zu kurz greift, finden sich sowohl im Werk Walsers als auch darüber hinaus: So hat beispielsweise vor allem die konservative Kritik an „Die Gallistl’sche Krankheit“ – Walsers schriftstellerischer Auseinandersetzung mit der DKP, die vielfach bemüht worden ist, um Walser als „Linksaußen“ einzuordnen – überlesen, dass hier die Alternative Kommunismus *ironisiert* wird (vgl. Oswald 1998, S. 190). Und aus dem Jahr 1978, angeblich in einer Phase der Hinwendung zum Konservatismus, wissen wir, dass Walser die linken Blätter *Konkret* und *Extra-Dienst* bezog und aufgrund dessen sogar in Berührung mit dem Verfassungsschutz kam (vgl. Peitsch 1989, S. 112). In der zweiten Hälfte der 80er Jahre, Walser polarisierte mit seiner Positionierung gegen die deutsche Teilung und erwarb sich den Ruf eines Nationalisten, setzte sich der Autor ausgerechnet für einen Dialog mit RAF-Häftlingen ein (vgl. Magenau 2005, S. 412) – auch dies lässt sich kaum auf einen konsequenten politischen Nenner bringen.

15 „Ja, auch ich habe Wörter verwendet, die nicht die meinen waren, sprach vom ‚Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit‘, leider, aber das Motiv war und bleibt: Es sollte gerechter zugehen. Ich habe mich nicht bewegt. Ich wurde von der Kritik von links nach rechts transportiert.“ (Walser bei einer Lesung im Bremer Schauspielhaus, zit. n. Posener 2001) / Acht Jahre zuvor findet sich eine ähnliche Passage in „Deutsche Sorgen II“ (1993): „Eine Zeitlang habe ich gehofft, meine Schwierigkeiten mit dem von mir aus gesehen unempfindlich groben Umgang der Linken mit Nationalem werde an meiner Platzierung auf der Links-Rechts-Skala nichts ändern. Was die Einstellung zu allen Widersprüchen und Problemen der Gesellschaft angeht, habe ich mich ja nach meinem eigenen Gefühl – aber was ist schon ein Gefühl! –, nicht verändert.“ (MW: Dt. Sorgen II (1993), S. 1007f.). / Schon 1980 gibt Walser zu Protokoll: „Nur, wogegen ich mich zu allen Zeiten gewehrt habe, verstehen Sie, von außen habe ich erfahren, ich sei ein linker Intellektueller. Das war ich ja nicht von Hause aus, ich habe mir nicht im Jahre 1949 vorgenommen, ein linker Intellektueller zu werden. [...] Das sind aber alles Sachen, das sind Bezeichnungen, die kommen von außen. Ich habe nur meine negativen Erfahrungen verarbeitet.“ (Totten-Interview (1980), S. 103f.). / Dass diese Statements von Walser nicht nachträgliche Modifikationen des Selbstbildes sind, belegt sein bereits 1967 geäußelter Spott über rollenkonforme Linksideologie in „Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller. Ein Radiovortrag mit vier Nachschriften“ (MW: *Engagement* (1967)). Dieser Spott findet sich auch schon in den Anselm-Kristlein-Romanen, vgl. z.B. MW: *Einborn* (1966), S. 86f.

zu setzen. Damit wird die ebenso etablierte wie unbefriedigende These eines Wandels oder gar Bruchs in seinem Werk anhand eines thematischen Schwerpunktes (NS-Vergangenheit, Auschwitzdiskurs, Judendarstellung, Antisemitismusvorwurf) werkimmanent abgearbeitet.

In dem Gespräch mit Ignatz Bubis, das die Walser-Bubis-Debatte abschloss, sagte Walser Ende 1998: *„Ich habe mich vielleicht mehr als jeder Autor meiner Generation ununterbrochen damit [mit der NS-Vergangenheit] auseinandergesetzt.“*¹⁶ An diesem Anspruch muss sich der Autor messen lassen. Zu hinterfragen ist: *Wie* hat er das Thema der deutschen Schuld thematisiert? Welche Themen hat er aus dem Themenbündel, das unter der Chiffre „Auschwitz“ zusammengefasst wird, herausgegriffen – und welche nicht? Walser hat 1997 in einer Replik auf politisch motivierte Kritik von Hildesheimer Studierenden geantwortet:

*„Kein amerikanischer Schriftsteller wird zuerst einmal links oder rechts placiert [...]: bei deutschen Schriftstellern ist diese Marke wichtiger als das, was sie geschrieben haben. Und darauf will ich eigentlich hinaus: Müßte nicht, was ein Schriftsteller ist, auch in Romanen, Theaterstücken, Gedichten gar, zum Ausdruck gekommen sein? Und wo ist in meinen Romanen, Theaterstücken, Gedichten gar, der Rechte, der Nationalist, der Attentäter, der das antidemokratische rechte Spektrum ‚diskursfähig‘ machen will?“*¹⁷

Walser verlagert die Diskussion somit vorrangig in eine ästhetische Sphäre, in der dementsprechend auch ästhetische Kategorien gelten müssten. Eben dieser vom Autor anempfohlene Zugang soll hier in den Kapiteln über die Thematisierung von Auschwitz und Jüdischem in Walsers Stücken, Prosa und Aufsätzen versucht werden – allerdings ohne dem Trugschluss aufzusitzen, ein ästhetischer Text sei per se völlig unpolitisch.

1.2.1 Walsers Wandel – Ein Problem

Die Frage nach Walsers politischem Wandel gründiert spätestens seit seinen umstrittenen Vorträgen „Über Deutschland reden“ (1988) und „Gedanken beim Verfassen einer Sonntagsrede“ (1998) viele Feuilletons und Aufsätze über den Autor. Die Friedenspreis-Rede wird als vorläufiger Höhepunkt, als Zuspitzung jener Tendenzen angesehen, die Walser – so die Einschätzung vieler Kritiker – seit den 80er Jahren verfolgt habe. Gemeinhin wird angenommen, dass Walser sich entweder gewandelt habe (nämlich zunehmend konservativer geworden sei), oder es sogar einen Bruch in seiner Entwicklung gegeben habe (er seine linken Wurzeln verleugne). Zum Beleg dieser Alternativen wird das gleiche Material herangezogen und auch ähnlich datiert: Man wirft sich auf jene Phase schriftstellerischen Schaffens, die Mitte der 70er Jahre begann. Aus dieser Zeit gibt es einige wenige, als Schlüsselstellen anzusehende Texte,

16 FAZ-Gespräch (1998), S. 442.

17 MW: *Zeitgeist* (1997), S. 184f.

in denen Walser ganz offen seine Selbstzweifel ob einer Veränderung beschreibt, sowie literarische Verarbeitungen eben dieser Thematik.¹⁸ Diese Selbstreflexionen über die eigene Standortbestimmung sollen hier – trotz der Kontinuitätsthese – keineswegs missachtet werden, ihnen sind die Kap. 4.2.3.1 und 4.3.4 gewidmet, in denen es um Walsers literarische und essayistische Verarbeitung seiner Abkehr vom linkspolitischen Engagement geht. Dass sich der Schriftsteller in der ersten Hälfte der 70er Jahre vernehmlich im linken Spektrum engagierte, wird in dieser Arbeit als letztlich kurze Episode angesehen.

Es gibt eine weitere Gemeinsamkeit: Egal ob der jeweilige Interpretierende eher der These vom Wandel oder der vom Bruch anhängt, er glaubt Walsers Selbstzuschreibungen nicht.¹⁹ Dies ist zwar keine schlechte Voraussetzung für die Interpretation seiner literarischen Texte – blindes Vertrauen in die Selbstäußerungen des Untersuchungsgegenstandes ist hierbei nie die beste Voraussetzung –, gleichwohl macht es zumindest stutzig, dass Walser selbst von sich in den genannten Offenbarungen immer wieder sagt, dass er sich *zurück*besinnen wolle, da er sich von sich selbst entfernt habe. Im Denken der einen wie der anderen These wird daraus gemacht: Walser wolle sich von sich selbst entfernen, er wolle sich neu besinnen. Das ist ein nicht zu unterschätzender Unterschied, denn hieran knüpft die Frage an, ob Walsers politisches Engagement Anfang der 70er Jahre als eine Phase angesehen wird, in der der Autor sich selbst am nächsten gewesen sei, oder ob eben diese Phase lediglich als kurzer „Ausrutscher“ gewertet wird.

Gegen die These eines politischen Wandels von extrem linken zu extrem rechten Positionen spricht bei näherer Betrachtung einiges: Wenn sich Walser vom sozialistischen zum konservativen Agitator entwickelt haben sollte, so ist unklar, warum er sich heute im Gegensatz zu früher keiner Partei seiner Ausrichtung zuordnen mag. Er nennt Peter Handke und Botho Strauß in einem Atemzug als Gleichgesinnte und will sich wie bereits zu Zeiten der großen Koalition nicht mit einer politischen Fraktion gemein machen.²⁰ Walser vermeidet es tunlichst, sich so plakativ festzulegen wie ein Günter Grass.²¹ Auch hat der Schriftsteller bereits vor 1989 Essays veröffentlicht, in

18 Vgl. z.B. MW: *Juri Trifonow* (1975); *Händedruck* (1979); *Jenseits d. Liebe* (1976); *Fliehbendes Pferd* (1978).

19 Als Beispiel sei auf die folgende Passage aus der Monographie von Gerald A. Fetz verwiesen, sie beginnt mit einem Walser-Zitat: „*Ich wollte einfach möglichst genau zur Sprache bringen, was ich an bewußten oder noch mehr an unbewußten Erfahrungen in mir vorfand. Daß das nachher als ein kritisches Verhältnis zur Gesellschaft oder zur Realität gewertet wird, das ist die Zutat der Leser beziehungsweise der Kritik*“ (Sautter-Interview 1982, S. 20). [Fetz kommentiert:] *Ob Walser das wirklich glaubte oder nicht, spielt keine Rolle [sic!]*.“ (Fetz 1997, S. 34). / Walser selbst hat diesen Umstand des bewussten Missverstandenwerdens immer wieder beklagt, z.B. in: *Zeitgeist* (1997), S. 179: „*Für mich ist an diesen und ähnlichen Behauptungen das Interessanteste, daß sie sich aus Aufsätzen und Reden verproviantieren, in denen ich etwas formuliert zu haben glaube, was zu solchen Behauptungen nicht paßt.*“

20 Vgl. MW: *Über D. reden* (1988), S. 903; *Parolen* (1967), S. 226; 6. *Oktober* (1989), S. 917.

21 Eine ähnliche Einschätzung vertritt Joanna Jabłkowska, die ebenfalls in Frage stellt, dass sich Walsers Ausrichtung „*erheblich verändert*“ habe (vgl. Jabłkowska 2001, S. 85f.).

denen er die deutsche Teilung als auf Dauer nicht hinnehmbar anprangerte. Noch bevor das Thema „Nation“²² zum Zeitgeist wurde, hat er sich fortgesetzt zur deutschen Einheit geäußert;²³ berücksichtigt man noch das nicht verwirklichte Stück „Ein Pferd aus Berlin“, dann lässt sich Walsers Beschäftigung mit dem Thema „deutsche Teilung“ sogar in die frühen 60er Jahre datieren (vgl. hierzu Kap. 4.2.2).²⁴ Das von der westdeutschen Linken durchaus wohlwollend gebilligte Thema „Region/Heimat“ ist in seiner Bearbeitung durch Martin Walser daher vermutlich gar nicht losgelöst vom *nationalen* Thema zu verstehen, auch wenn die wissenschaftliche Literatur über den Autor diese Bereiche oft trennt.²⁵

Die These eines Wandels „von links nach rechts“ ist also nicht zuletzt deshalb wenig überzeugend, weil sich hierfür kaum plausible Gründe finden lassen. Man kann bilanzieren, dass es mit diesem Deutungsangebot bisher nicht gelungen ist, eine stichhaltige Aussage über den Verlauf von Martin Walsers Werk zu treffen. Daher sollen hier die tradierten Ansätze Wandel oder Bruch zugunsten eines unverstellten Blickes vernachlässigt werden. Aber die Frage steht nach wie vor im Raum: Wie ist Martin Walsers schriftstellerische und politische Entwicklung zu verstehen?

Bei der Verwendung von Begriffen wie „Frühwerk“, „politische Phase“ oder „Spätwerk“ wäre es zunächst notwendig, das Werk Walsers in datierbare Phasen einteilen. Bei der Lektüre zahlreicher Besprechungen und Sekundärtexte drängt sich der Eindruck auf, es gebe drei Phasen von Walsers Schaffen: Zunächst das Frühwerk, geprägt durch die Angestelltenromane und das politische Engagement für die Linke,²⁶

-
- 22 Generell wird in dieser Arbeit mit Gisela Engel davon ausgegangen, dass eine Nation *„keine natürlich gegebene, sondern eine diskursiv konstruierte und unter sich ändernden historischen Bedingungen jeweils rekonstruierte Vorstellung von Gemeinschaft“* (zit. n. Rass 2000, S. 377) darstellt. Martin Rass spricht aus diesem Grund auch von „nationalen Projekten“ (vgl. Rass 2000), eine Formulierung, die in dieser Arbeit aufgegriffen wird, weil sie die künstliche Konstruiertheit nationaler Bestrebungen einschließt.
- 23 Vgl. hierzu die Ausführungen von Müller 1990, S. 29/33.
- 24 Jörg Magenau hat jüngst auf einige Äußerungen Walsers hingewiesen, die sein frühes Interesse am Thema Teilung und am Ost-West-Konflikt belegen (vgl. Magenau 2005, S. 136f./172-178/260/332).
- 25 Michael Töteberg schreibt: *„War früher Walsers Bezugsgröße die Region [...], so ist es nun die Nation [...]“* (Siblewski/Töteberg (KLG, 61. Nlg. 3/99), S. 19). Jürgen Bongartz vertrat zwar 1996 die Auffassung, es ginge *„Walser nicht um nationale Identität“*, sondern um *„nationale Heimat“* (Bongartz 1996, S. 482f.), doch diese Interpretation lassen Walsers Essays zur Deutschlandfrage der 80er und 90er Jahre eigentlich nicht zu. Vielmehr legen Anliegen wie das *„Buchstabierenmüssen unserer Existenz“* als *„Lebensschwierigkeit[en]“* (MW: *Sonntagsrede* (1998), S. 26) die Deutung nahe, dass es Walser um nationale Identität geht, das „Wir“ in seinen Ausführungen meint stets alle Deutschen. Auch in *„Ein springender Brunnen“* ist das Dorf gemeint als *„eine Welt“* (MW: *Ein spr. Brunnen* (1998), S. 13), in der es um die Identitätsfindung der jugendlichen Hauptfigur, aber auch um die Identitätsbehauptung des deutschen Autors Walser geht. Eine differenziertere Deutung von Walsers Begriff einer nationalen Identität im Spannungsfeld *„Zwischen Heimat und Nation“* bietet Jabłkowska in ihrer gleichnamigen Studie (Jabłkowska 2001).
- 26 Georg Eggenschwiler charakterisiert die übliche Rezeption und den eingefahrenen Umgang mit der (vermeintlichen) von *„Ehen in Philippsburg“* (1957) bis *„Der Sturz“* (1973) reichenden Phase: *„Diese frühe Periode in Martin Walsers Schaffen hat dessen Ruf als politischen Schriftsteller begründet, und sie bestimmt bis heute maßgeblich die Perspektive, unter welcher die Literaturkritik und die Literaturwissen-*

dann eine relativ kurze Phase des Schwankens oder Umschwungs in den 70er Jahren, anschließend dann das zunehmend nach „rechts“ tendierende Spätwerk seit Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre. Diese Einteilung ist ein Produkt eines auf den politisierten Walser um 1968 beschränkten Blickes, dessen doppelte Motivation zu suchen ist in der zunehmenden Politisierung der Bevölkerung, besonders an den Universitäten und unter Intellektuellen, und in der daraus resultierenden Betrachtung vor allem der damals aktuellen politischen Schriften Walsers sowie eine auf die Aufdeckung von Gesellschaftskritik fokussierte Lesart der Romane.²⁷ Ein derartiges Schema ist vereinfachend. Gerade das Werk Walsers mit seiner großen Zahl von Auseinandersetzungen zu ganz verschiedenen Themenbereichen lässt sich denkbar schwer in klar abgrenzbare Phasen einteilen.

Hier sollen nun einige Positionen zu den Entwicklungen und Veränderungen Martin Walsers vorgestellt werden. Viele dieser Positionen sind durchaus stichhaltig begründet und das Resultat detaillierter Studien einzelner Werke des Schriftstellers. Der Wert dieser Kategorisierungen, Verlaufsbeschreibungen und Phaseneinteilungen relativiert sich jedoch zusehends in der Konfrontation mit anderslautenden Beobachtungen.²⁸ Es ist eine Vielzahl gegenläufiger Datierungen und Erklärungsansätze in der einschlägigen Literatur zu finden, die teilweise bewusst, zum Teil aber auch nur beiläufig geäußert werden. Würde jedes Werk, das irgendwann einmal als „Wendepunkt“ in Walsers Schaffen beschrieben worden ist, tatsächlich einen Wendepunkt darstellen, dann müsste sich Walsers Gesamtwerk andauernd sprunghaft verändert haben. Im Folgenden soll exemplarisch anhand von zwei Themenkomplexen, die für diese Arbeit

schaft diesen Autor zu sehen und zu beurteilen pflegen.“ (Eggenschwiler 2000, S. 9). Eggenschwiler selbst hebt stattdessen die Selbstthematization Walsers in diesen Werken hervor, womit er eine wichtige Vorüberlegung für die in dieser Arbeit verfolgte Argumentation leistet. Von der eingefahrenen Phaseneinteilung, die den Walser vor dessen politischer Agitation in der zweiten Hälfte der 60er Jahre als möglicherweise eigenständige Werkphase ignoriert, löst sich jedoch auch Eggenschwiler nicht.

27 Vgl. die rechte wie linke Kritik an Walsers ersten Romanen: Jost Nolte mokiert sich in der *Welt* über die Bezüge zur deutschen NS-Vergangenheit und die eigenwillige Stilistik Walsers, während Friedrich Sieburg sich über die sexuelle Taktlosigkeit des Roman entrüstet (beide zit. n. Oswald 1998, S. 60ff.); Werner Brändle dagegen hält „Halbzeit“ für politisch misslungen, da der Roman deskriptiv, nicht normativ sei (vgl. Brändle 1978, S. 11f.), und der der Kritischen Theorie verhaftete Thomas Beckermann kritisiert, dass „Halbzeit“ zu affirmativ der Gesellschaft gegenüber sei (vgl. Beckermann 1970b, S. 241). Martin Krumbholz vertritt den Standpunkt, dass „Halbzeit“ eigentlich nicht „*weltanschaulich*“ sei, aber aufgrund der komplexen Verstrickung von Autor und Erzähler Gefahr laufe, dergestalt gelesen zu werden (vgl. Krumbholz 1980, S. 72). / Peter Laemmle hat eine ebensolche politisch motivierte Literaturkritik für „Der Sturz“ herausgearbeitet (vgl. Laemmle 1981). / An „Seelenarbeit“ wird die Gespaltenheit der politisch motivierten Kritik deutlich: Die ostdeutsche Kritikerin Ursula Reinhold bejahte die klassenkämpferische Bauernkriegsthematik (vgl. Reinhold 1980, S. 904), während die Rezeption der westlichen Linken den Ausweg der Ehe als zu konservativ ablehnte (vgl. z.B. Högemann-Ledwohn 1979, S. 139). / Ausführlich schildert Franz Oswald die verschiedenen Voreingenommenheiten der Literaturkritiker, die sich mit Walsers Werken auseinander gesetzt haben (vgl. Oswald 1998, S. 167-216).

28 Dass es zu einzelnen Werken Walsers disparate Kritiken gibt, versteht sich von selbst. Hier geht es vielmehr um grundsätzliche Aussagen zu seiner Schriftstellerbiografie.

relevant sind, die Konfusion der vorliegenden Forschungsliteratur und Literaturkritik dargestellt werden: (1) Die Frage nach einem Wendepunkt in Martin Walsers Autor-Biografie; (2) die Frage, ob Martin Walser ein politischer Autor ist.

1) „Gibt es einen Wendepunkt in Martin Walsers Autor-Biografie?“²⁹ In der Beantwortung dieser Frage kursieren zahlreiche unterschiedliche Antworten: Anthony E. Waine etwa datiert eine signifikante Verknappung und Konzentration des Walsers'schen Stils auf 1965,³⁰ Rüdiger Maack bezeichnet dagegen – mit dem gleichen Argument – erst 1973 als „Wendepunkt“.³¹ Zwar sieht auch Andreas Weihe im Jahr 1973 einen Wandel in Walsers Werk, allerdings begründet er diesen in einer Umwertung des Amerikabildes,³² während Rüdiger Maack genau diese These zu relativieren sucht (S. 180). Frank Pilipp wiederum konstatiert gleichzeitig einen Wandel vom soziologischen zum psychologischen Blickwinkel, der mit der Strömung der „Neuen Innerlichkeit“ der 70er Jahre einhergegangen sei,³³ und stößt damit auf scharfen Widerspruch von Rhys W. Williams: „Walser does not belong to this movement, it is difficult to see why that year [1973] is deemed to mark a caesura.“³⁴ Klaus Siblewski und Michael Töteberg sehen wie Pilipp, dass sich Walsers Werk thematisch zunehmend verinnerliche, datieren dies jedoch später und bewerten dementsprechend die Zürn-, Horn- und Halmromane ab 1976 als „Rückzugsstufe[n]“³⁵ des Autors. Ursula Reinhold

29 Diese Frage geht oft einher mit Vermutungen über angebliche „Schaffenskrisen“ des Autors, deren Datierung ebenfalls umstritten ist. Wilfried Barners Literaturgeschichte verortet eine „Krise, die mit der Radikalisierung der politischen Position während der Studentenbewegungen und des Vietnam-Protestes zu tun hat und die sich in den Prosaarbeiten ‚Fiction‘ (1970) und ‚Die Gallistl'sche Krankheit‘ (1972) niederschlägt.“ (Barnier 1994, S. 419). Georg Eggenschwiler bezieht auch noch den Roman „Der Sturz“ (1973) mit in diese Krisenphase ein (vgl. Eggenschwiler 2000, S. 162). Franz Oswald stellt der Deutung von „Fiction“ (1970) als Ausdruck einer Krise die These zur Seite, dass Fiction eher eine „technical preparation“ (Oswald 1998, S. 91) für die nachfolgenden, Bewusstseins-lastigen Romane gewesen sei. Marcel Reich-Ranicki schreibt, Walser habe erst mit der Novelle „Ein fliehendes Pferd“ (1978) „die oft beschworene Krise“ (Reich-Ranicki 1996, S. 85) überwunden. Klaus Siblewski und Michael Töteberg sehen in „Jagd“ (1988) den Ausdruck einer Krise und stellen einen „Stillstand seiner literarischen Produktion“ (Siblewski/Töteberg (KLG, 61. Nlg. 3/99), S. 18) fest. Erneut und vielstimmig wie nie wurde der – diesmal eindeutig abwertend gemeinte – Befund einer Krise in Walsers Schreiben während der Debatte um „Tod eines Kritikers“ laut.

30 Vgl. Waine 1980, S. 23.

31 Maack 1996, S. 217.

32 Vgl. Andreas Weihe: *Zum Amerikabild Martin Walsers*, Diss. Waterloo [Canada] 1986, zit. n. Maack 1996, S. 180.

33 Vgl. Pilipp 1991, S. 35.

34 Williams 1994, S. 264f.

35 Siblewski/Töteberg (KLG, 61. Nlg. 3/99), S. 18. / Übrigens wollen Siblewski/Töteberg Walsers Wandel unter anderem damit belegen, dass sich seine Position zur gesellschaftlichen Rolle des Schriftstellers verändert habe: „Auch politische Stellungnahmen – ‚Engagement als Pflichtfach für Autoren‘ [sic!] hatte er in den bewegten Zeiten der Studentenrevolte gefordert [sic!] – lehnt er inzwischen ab.“ (Ebd., S. 17). Gemeint ist hier wohl der Aufsatz „Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller“ von 1967. Walser fordert in diesem Text zwar von den Intellektuellen, im Falle einer Provokation an deren Aufklärung mitzuwirken, das Hauptanliegen des Textes ist jedoch gerade die Ablehnung des Pflichtfach-Gedankens (vgl. *Engagement* (1967)).

nimmt diesen Begriff auf, wendet ihn jedoch erst auf „Die Verteidigung der Kindheit“ von 1991 an, den sie als Beleg für eine „Rückzugsästhetik“³⁶ liest. Franz Oswald spitzt die These von Siblewski und Töteberg zu, wenn er „Jenseits der Liebe“ (1976) als „turning point“³⁷ und „crucial point in Walser’s development“ (S. 7) zwischen den vorangegangenen Aufsteiger- und den nachfolgenden Abstiegsromanen deutet. Auch Frank Pilipp weist noch einmal auf das Jahr 1976 hin, allerdings wegen eines Wechsels der Erzählhaltung von der ersten zur dritten Person Singular.³⁸ Für das darauffolgende Jahr 1977 konstatiert Joanna Jabłkowska eine „Zäsur“, da mit der Rede „Über den Leser“ Walsers nationales Engagement begonnen habe.³⁹ Auch Helmut Peitsch geht von einer „nationalen Wende“ Walsers im Jahr 1977 aus; er meint jedoch, diese habe das Politische in dessen Werk verdrängt.⁴⁰ Marcel Reich-Ranicki liest erst das ein Jahr später erschienene „Ein fliehendes Pferd“ (1978) als Zeugnis einer Abkehr vom Politischen.⁴¹ Während Reinhard Baumgart ebenfalls die Novelle als „Anfang zu etwas unerwartet Neuem“⁴² rezensiert, betont Franz Oswald gerade die Werkkontinuität von „Ein fliehendes Pferd“.⁴³ Klaus Siblewski und Michael Töteberg deuten stattdessen den darauffolgenden Roman „Seelenarbeit“ (1979) als „Neuanfang“,⁴⁴ in dem sich Walsers politische Desillusionierung niederschlägt.

2) Ein weiterer Aspekt, über den größte Uneinigkeit in der Sekundärliteratur herrscht, ist die Frage, wie Walser als politischer Autor einzuordnen sei, das heißt welches Wertesystem in seinen Werken erkennbar wird. Während Hi-Young Song meint, dass für Walser, in Abgrenzung zur „Gruppe 47“, grundsätzlich der Gegenwartsbezug entscheidend sei,⁴⁵ glaubt Rüdiger Maack, dass Walsers sich gerade nicht an der Gegenwart, sondern ausschließlich am Gewesenen orientiere.⁴⁶ Song hält Walser quasi von Beginn an („seit den fünfziger Jahren“⁴⁷) für einen politischen Autor, Thomas Beckermann liest dagegen den dritten Teil der Kristlein-Trilogie, „Der Sturz“ (1973), als Aufbruch ins Engagement, geprägt durch ein Verständnis des Schreibens als „Parteinahme“.⁴⁸ Gerald A. Fetz beobachtet jedoch zur gleichen Zeit – Mitte der 70er Jahre – Walsers Rückzug aus der Politik. Und während für Fetz Walsers gesell-

36 Reinhold 1995, S. 206.

37 Oswald 1998, S. 19.

38 Vgl. Pilipp 1991, S. 35.

39 Vgl. Jabłkowska 2001, S. 89. / Allerdings ist diese Rede tatsächlich 1978 gehalten worden, die Datierung in der Werkausgabe ist falsch (vgl. Magenau 2005, S. 602, Anm. 59).

40 Peitsch 1989, S. 115.

41 Vgl. Marcel Reich-Ranicki: Seine Rückkehr zu sich selbst [1978], in: Reich-Ranicki 1996, S. 84f./90f.

42 Baumgart 1978, S. 198f.

43 Vgl. Oswald 1998, S. 153.

44 Siblewski/Töteberg (*KLG*, 8. Nlg.), S. 12.

45 Vgl. Song 1998, S. 27.

46 Vgl. Maack 1996, S. 267.

47 Vgl. Song 1998, S. 10.

48 Beckermann 1981, S. 108.

schaftskritische Phase mit „Ehen in Philippsburg“ (1957) begann und sich in zwei Schüben 1961 bis 1965 und dann verstärkt ab 1968 radikalisierte,⁴⁹ beobachtet Helmut Peitsch bei Walser bereits Ende der 60er Jahre einen Rückzug aus der Parteienpolitik zugunsten einer Konzentration auf die grundlegenden Bedingungen des Kapitalismus.⁵⁰ Ingrid Kreuzer wiederum sieht eine „*Wandlung des Theoretikers Walser in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zum marxistisch orientierten Klassenkämpfer*“⁵¹ und steht damit im Widerspruch zu Werner Brändle, der bereits die Jahre 1961 bis 1964 als Walsers'sche Kritik am Spätkapitalismus ausmacht,⁵² während das Jahr 1966 mit dem Zustandekommen der großen Koalition „*die Zäsur im literarischen Schaffen Walsers*“ (S. 171) im Sinne einer Entpolitisierung darstelle (S. 185). Trotzdem sei die Studentenbewegung von 1967 bis 1969 noch eine Phase der politischen Hoffnung für Walser gewesen (vgl. S. 188), die er 1971 mit dem Stück „Das Kinderspiel“ aufgegeben habe. Damit sei Walsers Ausflug aufs Theater als politische Bühne beendet gewesen (vgl. S. 220) – eine Auffassung, der Helmut Peitsch widerspricht: Walsers Abkehr von der Bühne bedeute noch keine Entpolitisierung,⁵³ die sei seiner Ansicht nach erst 1977 durch die Hinwendung zum Nationalen erfolgt.⁵⁴ Heike A. Doane geht von einer konsequenten Politisierung Walsers während der Kristlein-Trilogie (1960-1973) aus.⁵⁵ Dieser These einer fortschreitenden Politisierung in den ersten Romanen ließe sich mit Franz Oswald entgegenhalten, dass sich Walsers Erzählperspektive gleichzeitig zunehmend subjektiviert hat,⁵⁶ auch Kurt Batt versteht die Romane bis 1972 weniger als politisch, sondern als selbstreferentiell.⁵⁷ Oswald ordnet Walsers „politischste“ Phase zwischen 1972 und 1976 ein,⁵⁸ ähnlich schreibt Rüdiger Maack, dass Walser sich bis in die 70er Jahre hinein der „*radikalen Linken [...] verbunden*“⁵⁹ gefühlt habe. Hi-Young Song befindet stattdessen, dass Walser mit seinem Eintritt in den „Werkkreis

49 Vgl. Fetz 1997, S. 9/162/28/53/64.

50 Peitsch 1988, S. 80.

51 Kreuzer 1989, S. 46.

52 Vgl. Brändle 1978, S. 145.

53 Vgl. Peitsch 1988, S. 75.

54 Vgl. Peitsch 1989, S. 113f. / Ein weiteres Beispiel für die disparaten Einschätzungen der Walser-Forschung beim Versuch einer Phaseneinteilung und -datierung ist der Themenkomplex „Deutschland“: Nadja Anthes-Ploch konstatiert, dass die *deutsche Teilung schon früh ein bestimmendes Thema* für Walser gewesen sei, jedoch „*erst Mitte der Achtziger ihren Niederschlag in Walsers literarischen Werken fand.*“ (Anthes-Ploch 1996, S. 9). Laut Gerald A. Fetz und Helmut Peitsch entdeckte Walser das Deutschlandthema in der *Mitte der 70er Jahre* (vgl. Fetz 1997, S. 172; Peitsch 1988, S. 78). Franz Oswald, Joachim Rohloff und Alfred Schobert sehen diesen Punkt dagegen erst in den *späten 70er Jahren* (vgl. Oswald 1998, S. 192; Rohloff 1999, S. 7; Schobert 2000, S. 49). Rüdiger Maack und Willi Winkler datieren Walsers Hinwendung zum Deutschlandthema dagegen erst auf die *zweite Hälfte der 80er Jahre* (vgl. Maack 1996, S. 272; Winkler 1990).

55 Doane 1984. / Vgl. auch: Dies.: *Gesellschaftspolitische Aspekte in Martin Walsers Kristlein-Trilogie*, 1978.

56 Vgl. Oswald 1998, S. 57.

57 Vgl. Batt 1981, S. 132.

58 Vgl. Oswald 1998, S. 20.

59 Vgl. Maack 1996, S. 211.

Literatur der Arbeitswelt“ erst 1972 politisches Engagement als Option für sein Schreiben entdeckt habe.⁶⁰ Klaus Siblewski sieht in den Zürn-, Horn- und Halm-Romanen zwischen 1976 und 1980 das Ende des politischen Engagements,⁶¹ auch Joachim Kaiser meint, Walser habe mit „Ein fliehendes Pferd“ (1978) die Revolution begraben,⁶² während Fetze die Novelle und auch „Brandung“ (1985) nach wie vor in die Kontinuität einer Gesellschaftskritik stellt⁶³ und Sibylle Maus „Ein fliehendes Pferd“ sogar als „*das eigentliche Emanzipationsbuch der siebziger Jahre*“⁶⁴ liest. Quer zu den meisten Deutungen liegt Hartmut Laufhütte mit seiner – lobend gemeinten und nicht weniger vereinnahmenden – Vermutung, Walser sei „*seit je [...] ein konservativer Autor*“.⁶⁵ Auch die entgegengesetzte, von Franz Oswald vertretene Position, Walser sei noch Ende der 90er Jahre ein kritischer Nonkonformist linker Prägung,⁶⁶ hat sich nicht durchgesetzt. Extreme Meinungen wie die von Joachim Rohloff, Walser habe zu allen Zeiten nur dem Markt nach dem Munde geschrieben,⁶⁷ oder die abwegige Rezension Werner Fulds von „Die Verteidigung der Kindheit“ (1991) in der *FAZ* als dem „*letzten Roman des Sozialistischen Realismus*“,⁶⁸ sind Ausnahmen.

Es wird deutlich, dass viele dieser gegenläufigen Interpretationen zustande gekommen sind, weil sich die Interpreten mit jeweils anderen Fragestellungen Walsers Werk genähert haben. Oft spielen auch die politische Voreingenommenheit der Kritiker⁶⁹ oder die jeweiligen Zeitgeistströmungen⁷⁰ eine Rolle. So gibt es zum Beispiel in der linken Kritik zwei Verhaltensweisen zu Walsers sogenanntem Wandel: Der unterstellte „Rechtsruck“ wird entweder zum Anlass genommen, Walser die Freundschaft zu entziehen,⁷¹ oder aber es wird versucht, den Autor vor der Vereinnahmung etwa durch

60 Vgl. Song 1998, S. 53/55.

61 Siblewski 1981b, S. 148.

62 Vgl. Kaiser 1978.

63 Vgl. Fetze 1997, S. 128.

64 Sibylle Maus: Die Frauen sind wichtiger als die Männer, in: *Stuttgarter Nachrichten* 10.03.1978, zit. n. Deboeser et al. 1988, S. 222.

65 Laufhütte 1995, S. 97.

66 Vgl. Oswald 1998, S. 214.

67 Vgl. Rohloff 1999, S. 22. – Dieser Vorwurf ist durch die große Zahl negativer Kritiken, die Walsers Werke neben Zustimmung immer wieder bekommen haben, vielfach widerlegt.

68 Fuld 1991.

69 Vgl. hierzu ausführlich: Oswald 1998, S. 167-216.

70 So lösten 1978 die Passagen zur deutschen Teilung in „Über den Leser. Soviel man in einem Festzelt dazu sagen soll“ (vgl. MW: *Über d. Leser* (1978), S. 569ff.) keinerlei Proteste aus, die gleichen Sätze machten jedoch die Rede „Über Deutschland reden“ (MW: *Über D. reden* (1988), S. 905f.) ein Jahrzehnt später zum Skandal. Mechthild Borries vermutet: „*Offensichtlich hatte sich in den dazwischenliegenden Jahren ein Wandel des Geschichtsbewusstseins vollzogen, der sich in dieser ablehnenden Reaktion spiegelt.*“ (Borries 1995, S. 31).

71 Etwa Peter Hamm, der sich im „Kulturjournal“ von Radio *Bayern 2* von Walser distanzierte, vgl. ebd., S. 45, Anm. 3. / Vgl. auch Jurek Beckers Beitrag zur Debatte um Walsers „Über Deutschland reden“ (1988): Gedächtnis verloren – Verstand verloren. Antwort an Martin Walser, in: *Heidelberger-Leonard* 1992, S. 54-58 [zuerst in: *Zeit* 43 (1988), H. 47, S. 61].

die bürgerliche Presse, in Schutz zu nehmen.⁷² In der Literaturkritik der DDR wurden etwaige Positionsverschiebungen Walsers gar nicht erst anerkannt, beispielsweise seine Abkehr von der DKP als „Irritation“ oder „Verunsicherung“ beschönigt.⁷³ Die Behauptung Hartmut Laufhüttes, es habe sich eine „Walser-Philologie [...] mit Zügen von Alexandrinismus“⁷⁴ herausgebildet, scheint jedoch überzogen. Im Gegenzug müssen sich die konservativen Walser-Apologeten vorwerfen lassen, was Julian Preece über die Beiträge des Bandes „New Critical Perspectives on Martin Walser“ schreibt: „[...] fans [with] enthusiasm for their subject [...] while others are descriptively meandering [...], no attention is paid to Walser's communist phase, [...]“⁷⁵

Die jüngere Walser-Forschung bietet einige Kategorisierungen von Martin Walsers Werk an, die wesentlich hilfreicher sind als die hier ausgeführten, zueinander im Widerspruch stehenden Interpretationen. Der Blick dieser neueren Sekundärliteratur ist weniger politisch geprägt als die frühere Kritik und Forschung (abgesehen von Untersuchungen zu Walsers Friedenspreis-Rede). Franz Oswald (1998) hat überzeugend herausgearbeitet, dass Walsers Werk bislang durch die politischen und ästhetischen Voreingenommenheiten der Kritik vereinnahmt (und in seiner Komplexität reduziert) wurde.⁷⁶ Diese Rezeptionshaltung haben Georg Eggenschwiler (2000) und Romanita Constantinescu (1998) mit ihren Studien über die „Selbstthematization“⁷⁷ bzw. „Selbstvermöglichungsstrategien“⁷⁸ Walsers in seinen Werken korrigiert. Hi-Young Song (1998) zeigt in ihrer Studie über Walsers Realismustheorien unter anderem, dass Walser keineswegs als politisch-agitatorischer Autor zu verorten ist, sondern eine höchst indirekte Bewusstseinschaffung des Individuums anstrebt⁷⁹ (meiner Meinung nach: zuerst seiner selbst und erst dann – oder dadurch – seiner Leser). Frank Barsch (2000) liest Walsers Prosa als fortwährende Suche nach einem intellektuellen Selbstverständnis;⁸⁰ Martin Reinhold Engler (2001) untersucht die „Identitäts- und Rollenproblematik in Martin Walsers Romanen und Novellen“;⁸¹ Joanna Jabłkowska beleuchtet in ihrer 2001 erschienenen Arbeit Walsers Ringen um eine nationale Identität.⁸² All diesen neueren Untersuchungen ist gemein, dass sie die *Identitätsproblematik* als ein Leitthema Walsers betonen. Diese Sichtweise führt naturgemäß zu anderen Ergebnissen als die Reduktion Walsers auf die Rolle eines Gesellschaftskritikers oder gar sozialistischen beziehungsweise nationalistischen Agitators.

72 Vgl. Helmut Schmitz' Rezension von Walsers Friedenspreis-Rede in der *Frankfurter Rundschau* vom 12.10.1998: Sich seines Gewissens vergewissern, in: Schirmmacher 1999b, S. 30ff.

73 Vgl. Streul 1988, S. 145.

74 Laufhütte 1995, S. 97.

75 Preece 1997.

76 Vgl. hierzu ausführlich Oswald 1998.

77 Eggenschwiler 2000.

78 Constantinescu 1998.

79 Song 1998.

80 Barsch 2000.

81 Engler 2001.

82 Jabłkowska 2001.

So ist zum Beispiel Songs Kategorisierung von Walsers Realismusstrategien nachvollziehbar belegt.⁸³ In einer ersten Phase von 1965 bis 1970, die sie „Realismus X“ nennt, habe Walser es als seine Aufgabe angesehen, die sich im „öffentlichen Jargon“ widerspiegelnde Ideologie zu entlarven. In der darauffolgenden Phase von 1971 bis 1974 habe sich Walser an der bundesdeutschen Realismuskonversation über Werkkreis-Literatur, experimentelle Literatur, konkrete Poesie usw. beteiligt, wobei seine Position marxistisch geprägt gewesen sei. In einer dritten Phase des ästhetischen Widerstandes habe er von 1975 bis 1979 versucht, Marx' Theorien mit Kierkegaards Philosophie der Innerlichkeit zu verbinden. Diese Phaseneinteilung deckt sich wenigstens grob mit Walsers Selbstaussage, er habe zwischen 1972 und 1976 ästhetisch experimentiert und sich politisch exponiert.⁸⁴ Song stützt die hier vertretene These einer Werkkontinuität mit ihrer Beobachtung, dass trotz dieser drei von einander unterscheidbaren Realismustheorien *Walsers Themen und Strategien weitgehend gleich geblieben sind*:⁸⁵ Die „Mangelerfahrung“ als Schreibantrieb, die „negative Utopie“⁸⁶ als höchst indirektes Konzept, das auf gesellschaftliche Wirkung abzielt, und ein Verständnis von (literarischer) Sprache, das auf einem Glauben an ein durch die Gesellschaft konditioniertes Bewusstsein beruht, dessen Spiegel die Sprache ist.

„Walsers ständiges Interesse daran, die individuelle Erfahrung in der modernen Gesellschaft adäquat darzustellen, bleibt in seinen Werken erhalten. Indem Walser das Problem der echten individuellen Existenz darstellt, geht er auf das Problem des Subjekts ein. Das Subjekt erscheint als Kehrseite des Objekts. Erhellung dieser Kehrseite wird nur dem zugetraut, der die Ausdrucksformen der Subjektivität ernst nimmt. Zur Subjektivität gehören Leiden und Selbsterfahrungen. Diese Überlegungen weisen auf die Philosophie Kierkegaards.“⁸⁷

Obwohl Kierkegaard erst in den 70er Jahren Bedeutung für Martin Walsers Schreibüberlegungen hat, kann dieses Zitat von Song als eine konzise Einsicht in Walsers Poetik angesehen werden. Der subjektive Zugang, gesellschaftliche Probleme als Beschränkungen des Selbst zu beschreiben, war und ist das entscheidende Kriterium von Walsers Schreiben. Dieses Verfahren findet sich keineswegs nur in „Ein fliehendes Pferd“ (1978) mit seinen ausdrücklichen Kierkegaard-Bezügen und den nachfolgenden Werken, sondern ebenso in der Kristlein-Trilogie und auch im Debütroman

83 Vgl. Song 1998, S. 14f.

84 Vgl. Siblewski/Töteberg (KLG, 61. Nlg. 3/99), S. 18. / An anderer Stelle datiert Walser anhand seiner gewandelten Position zu Goethe seine politisch linkere Phase auf 1970-1975 (vgl. MW: *Selbstverständnis* (1993), S. 711).

85 Vgl. Song 1998, S. 15.

86 Walser will mit seinen ins Negative gewendeten Geschichten Bedürfnisse beim Leser wenden. Zu diesem Zweck enden zahlreiche seiner Prosawerke mit ihrem Anfang: Der Leser ist aufgerufen, die Geschichte ins Leben zu übertragen und dort besser ausgehen zu lassen. Die negative Utopie ist ein Synonym für Hoffnung, sie grenzt sich von der Utopie mehrfach ab: Es wird kein Ziel propagiert, sondern das Gegenteil des Ziels in seiner Negativität vorgeführt. Die so geweckten Bedürfnisse nach Veränderung werden nicht angeleitet, sondern an den Leser zurück verwiesen.

87 Song 1998, S. 78.

„Ehen in Philippsburg“. Der skizzierte Ausweg der Protagonisten aus ihrer Misere ist bei Martin Walser nie eine politische Utopie, sondern allein die Hoffnung auf die Ausbildung einer eigenen und gefestigten Identität. Die „*Ich-Oratorien*“⁸⁸ der frühen Romanhelden Beumann und Kristlein sind nichts anderes als der Ausdruck individueller Beschädigung durch die gesellschaftlichen Bedingungen. Ihr Wortschwall ist ein Parameter ihrer Not, ihrer Verunsicherung und ihrer verzweifelten Selbstvergewisserung.⁸⁹

Die oben (nur in Ansätzen skizzierte) „Kakophonie“ disparater Deutungen in der Masse der Sekundärliteratur, die auf mannigfaltige Weise einen werkbiografischen Wandel oder Bruch zu belegen sucht, ist der Walserforschung natürlich nicht gänzlich verborgen geblieben. Wo dieser unbefriedigende Umstand selbstreflexiv problematisiert wird, kommt die Hilfskonstruktion einer – sinngemäß postulierten – „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ in Walsers Werk zum Tragen. So weist etwa Walter Seifert 1982 auf die „*Diskrepanz*“ in Walsers Werk hin, nämlich „*daß seinen theoretischen Schriften eine linksgerichtete Eindeutigkeit anhaftet, wie sie in seinen Werken so nicht vorkommt.*“⁹⁰ Er beruft sich hierbei auf ähnlich lautende Ausführungen Heike A. Doanes von 1978.⁹¹ Vergleichbar argumentiert auch Silvio Vietta 1996, er meint,

*„daß der Autor Martin Walser niemals bruchlos die politische Position des Essayisten Walser geteilt hat. Widersprüche zwischen der theoretischen Konzeption und praktischer Handhabung von Literatur und Sprache sind vor allem in den frühen 70er Jahren auszumachen und durchziehen das ganze Werk. Es gibt im Werk Walsers keine glatte Entsprerung zwischen Reflexion und literarischer Praxis.“*⁹²

Peter Laemmler redete der These von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ bereits früh (1974) das Wort:

„Der literarische Erkenntnisvorgang wäre demnach [...]: politische und individuelle Erfahrung treffen hier zusammen. Das muß notwendigerweise eine ambivalente, wider-

88 Martin Walser, zit. n. Siblewski/Töteberg (KLG, 61. Nlg. 3/99), S. 18.

89 Auch Jablkowska geht dieser These nach: „*Indes ist Walser weder das Enfant terrible der deutschen Literatur von damals noch der Wendehals aus der Wiedervereinigungszeit, sondern er war stets und ist noch heute ein Schriftsteller, der sich mit seinem kleinbürgerlichen Milieu identifiziert.*“ (Jablkowska 2001, S. 9).

90 Seifert 1982, S. 547.

91 Vgl. Doane 1978, S. 4f.

92 Silvio Vietta: Laudatio. Identität und Schreiben, in: Vietta 1996, S. 18. / Unter den wenigen, die diese „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ in Walsers Werk aufgreifen, ist Dieter Borchmeyer der einzige, der dieser Annahme widerspricht. Er nimmt bezug auf die Friedenspreis-Rede: „*Thomas Manns ‚Moralität‘ teile sich in seinen Romanen und Erzählungen eben ‚vertrauenswürdig‘ mit ‚als in den Texten, in denen er politisch-moralisch recht haben mußte‘. Mußte und wollte er das wirklich? Ich glaube, zwischen dem Erzähler und Essayisten Thomas Mann besteht ebensowenig eine Diskrepanz wie zwischen beiden ‚Personen‘ bei Martin Walser. Beide, Thomas Mann und Walser, der Erzähler und der Essayist bedienen sich der gleichen argumentativen Mittel, keiner ist ‚vertrauenswürdig‘ als der andere.*“ (Borchmeyer 1999).

sprüchliche Mischung ergeben (so ambivalent, so widersprüchlich wie das Leben selbst). Daß sich der politische und der literarische Walser nicht mehr decken – ein häufig geäußelter Vorwurf –, ist so gesehen nicht verwunderlich, sondern eine Selbstverständlichkeit.“⁹³

Ingrid Kreuzer spricht 1989 diesbezüglich gar von einem „Doppelgesicht“ Walsers:

„Die Wandlung des Theoretikers Walser in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zum marxistisch orientierten Klassenkämpfer hat sich in seinem gleichzeitigen fiktionalen Engagement [...] bis jetzt weit weniger ausgewirkt.“⁹⁴

„Soweit wir gesehen haben, hat sich die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis eber vertieft; sie werden wahrscheinlich nie zur Deckung kommen, weil sein Werk in sich zwiespältig ist, seine Positionen (gegenläufig auch innerhalb der Theorie) sich aus Widersprüchen zusammensetzen.“ (S. 61).

Die Konstruktion einer „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ kann nicht recht überzeugen und soll in dieser Arbeit zugunsten der These einer weitgehenden Werkkontinuität fallen gelassen werden.

Es gibt zweifellos einige deutliche Widersprüche in Walsers Bewertung einzelner Sachverhalte zu unterschiedlichen Zeiten. Beispielsweise hat sich sein Bild von Goethe tatsächlich von einer ablehnenden Haltung zur Zustimmung gewandelt,⁹⁵ in umgekehrter Richtung fand eine Abwertung Becketts statt.⁹⁶ Auch lassen sich einige Textpassagen gegenüberstellen, die sich konterkarieren. Es wird zu zeigen sein, dass derartige Entwicklungen oder gar Widersprüche auch darin begründet sein können, dass der Autor mit dem immer gleichen Instrumentarium von Empfindungen und deren Umsetzung auf *verschiedene* Provokationen reagiert hat – was dann auch zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen geführt hat. Diese Interpretation verschiebt die These des Wandels vom Autor auf die Gesellschaft und unterstellt, dass auch diese und ihr Blick auf den Autor sich gewandelt hat.⁹⁷ Die völlig entgegengesetzten Aussagen aus verschiedenen Jahrzehnten seines Schreibens – zum Beispiel Deutschland sei *noch nie* (1961) beziehungsweise *schon immer* eine Nation gewesen (1980)⁹⁸ – sind hinsichtlich des jeweiligen Kontextes zu hinterfragen. Viele programmatische Aussagen Walsers finden sich zudem in Texten, die Auftragsarbeiten waren, einen aktuellen politischen

93 Laemmle 1983, S. 71.

94 Kreuzer 1989, S. 48.

95 Vgl. Jaeger 1999.

96 Vgl. Song 1998, S. 48f./83.

97 Auch Walter Schmitz stellt fest: „[...] die Suche nach Deutschland lässt sich vielmehr von Beginn an als Leitthema von Walsers Schaffen entdecken – und sei es als Maßstab der Enttäuschung und der zweifelnden und verzweifelten Kritik. Neu war jedoch in den achtziger Jahren die gesteigerte Sensibilität der Öffentlichkeit für die ‚nationale Frage‘; [...]“ (Schmitz 2002, S. 346).

98 Vgl. Anthes-Ploch 1996, S. 30.

Anlass hatten oder unmittelbare Reaktion auf eine Kritik darstellten.⁹⁹ So ergeben sich in verschiedenen Kontexten auch völlig unterschiedliche Aussagen, deren Gegenläufigkeit nicht überbewertet werden darf. Zu fragen ist also immer auch nach dem Anlass, dem *warum* der betreffenden Aussagen.

1.2.2 Eine veränderte Perspektive auf Walsers Werk: Kontinuität

„Schau, ich kann doch keinem einzigen Menschen erklären, daß sich für mich meine politischen Meinungen in meinem Leben nie geändert haben, sondern nur entwickelt.“¹⁰⁰

Die vorliegende Studie plädiert dafür, Martin Walsers Gesamtwerk unter einer veränderten Perspektive wiederzulesen: Ausgehend von den aktuellen Verwerfungen um den Autor und grundiert von der These einer Werkkontinuität. Warum eine Revision oder Neubewertung Walsers (erst jetzt) möglich scheint, hat mindestens zwei Gründe:

1) Selbst der neuesten Werkmonographie über Walser, der 1997 erschienenen Einführung von Gerald A. Fetz, mangelt die Kenntnis der drei wichtigsten, weil aufschlussreichsten und am breitesten diskutierten Alterswerke Martin Walsers: Der Autobiografie „Ein springender Brunnen“ (1998), der umstrittenen Friedenspreis-Rede (1998) und des Romans „Tod eines Kritikers“ (2002). Diese Texte können als Schlüsseltexte des Spätwerks angesehen werden. Aus ihnen lassen sich dezidiert Aussagen darüber ableiten, „wo“ Martin Walser heutzutage „steht“ – über sein Schriftstellerverständnis, seine Anliegen und Themen, auch seine Haltung zu gesellschaftlichen Themen. Eine Werkinterpretation muss diese Texte berücksichtigen, auch, weil sich durch sie manches zuspitzt oder erst nachträglich erklärt, was bereits in früheren Texten und Statements enthalten war. Dabei soll es nicht darum gehen, den Autor gleichsam auf die Couch zu legen, sondern vielmehr wird die Frage gestellt: Welches Wertesystem etabliert der jeweilige Text?

2) Die ganz überwiegende Zahl der Publikationen über Martin Walser setzt erst in der Phase der frühen 70er Jahre ein. Sehr viele Autoren von Sekundärliteratur, die auch noch heute maßgeblich den wissenschaftlichen Walser-Diskurs prägen, haben damals erstmals über ihn geschrieben. Dieser an und für sich harmlose Umstand hat jedoch dazu geführt, dass sich eine Dominanz des „post-68er-Blicks“ etabliert hat. Der post-68er-Blick lässt sich zweifach erklären: Zum einen nahmen diese Wissenschaftler und Kritiker Walsers damals aktuelle Produktion wahr (was in der Natur der Sache von

99 Vgl. Kreuzer 1989, S. 46: *„Seine Postulate sind weniger der konstruktive Ansatz zu einer neuen Poetik als Befehdungen einer tradierten; sie wirken zuweilen widersprüchlich oder als spontane Replik auf einen Vorwurf der Kritik.“*

100 *Seminar-Gespräch* (1989), S. 22.

Kritik und Rezension liegt: bewertet und untersucht werden in der Regel aktuelle Beiträge von Schriftstellern), vor allem einige politisch-kämpferische Texte der späten 60er und frühen 70er Jahre, die aus der Rückschau nicht als repräsentativ für das Gesamtwerk gelten können. Zum anderen war auch das eigene Interesse der damaligen Zunft und der literarisch interessierten Öffentlichkeit der Zeit entsprechend – zu meist links – politisiert.¹⁰¹ Dadurch sind einerseits die frühen Texte Walsers nahezu unbeachtet geblieben,¹⁰² andererseits wurden Walsers nachfolgende Werke oft durch die Brille des „post-68er-Blicks“ rezipiert. Exemplarisch seien Thomas Beckermann und Werner Brändle genannt, die in ihren Arbeiten bemängeln, dass Walsers Gesellschaftskritik keine politische Perspektive aufzeige.¹⁰³ Brändle fragt in Bezug auf das Stück „Ein Kinderspiel“ (1970) allen Ernstes: *„Ist ein solches Stück noch Kunst, d.h.*

101 Vgl. hierzu Mathäs 1992, S. 97f. / Fetz 1997, S. 65. / Franz Oswald hat nachgewiesen, dass fast alle Walser-Kritiker geradezu zwanghaft nach der politischen Botschaft des Autors und nach gesellschaftskritischen Bezügen in seinen Werken geforscht haben (vgl. Oswald 1998, S. 176ff.). Die gängigen Kritikmuster waren: Konservative Kritiker bemängelten, dass das Politische Vorrang vor der Kunst habe, linksliberale Kritiker störten sich an einer vermeintlichen Dominanz des Ästhetischen gegenüber Gegenwartsbezügen. Gerade die frühen Auseinandersetzungen mit Walser zeigen die politisierte Perspektive der Autoren in den 60er und 70er Jahren, so etwa Pezold 1971, Taëni 1968, Wainne 1980, Kautz 1969, Doane 1978 sowie Brändle 1978. Klaus Pezolds Perspektive ist klar marxistisch, allerdings nicht ausschließlich Walser für die DDR-Politik instrumentalisierend, sondern auch seine politisch-operative Unentschiedenheit kritisierend. Mit dieser ersten größeren Werkbetrachtung (basierend auf der ersten Dissertation über Walsers Œuvre überhaupt von 1966) wurde bereits der Grundstein für eine politisierte Walser-Rezeption gelegt. Dass Walser in der DDR überhaupt wohlwollend besprochen wurde (vgl. Streul 1988, S. 87), machte ihn für die bürgerliche Literaturkritik der Bundesrepublik wiederum verdächtig. Der „Brechtianer“ Rainer Taëni weicht nicht von dem Glauben, dass Walser ein episches Anliegen habe und konstatiert enttäuscht, dass Walsers Stücke diesem nicht gerecht würden (vgl. Taëni 1968, S. 118). Die Möglichkeit, dass Walser evtl. gar kein derartiges Anliegen haben könne, zieht Taëni nicht in Betracht. Auch Anthony E. Wainne unterstellt, dass der frühe Walser *„eine stark lehrhafte Tendenz“* (Wainne 1980, S. 51) habe. Ernst-Günter Kautz kritisiert: *„Walser hat noch nicht jenen Punkt erreicht, von dem aus er politisch oder künstlerisch eine soziale Alternative zu formulieren wüßte, [...]“* (Kautz 1969, S. 98). Thomas Beckermann folgte dem eingeschlagenen Weg mit seiner stark von der Herrschafts- und Kapitalismuskritik der Frankfurter Schule geprägten Analyse von „Halbzeit“ (Beckermann 1972). Auch Heike A. Doanes Ansatz ist eindeutig darauf angelegt, Walsers Romane gesellschaftskritisch zu deuten (Doane 1978). Für Werner Brändle ist ein Walser-Stück umso besser, desto politischer es ist: *„Die ästhetische Qualität der Stücke Walsers resultiert daraus, wie stark die gesellschaftlich und subjektiv ermittelten ‚Variationen‘ ihre ‚Gegenposition zur Gesellschaft‘ zum Ausdruck bringen.“* (Brändle 1978, S. 8).

102 Eine Tendenz, die sich noch in den 90er Jahren bei Pilipp 1991 findet. Pilipp untersucht in dieser Werkeinführung hauptsächlich die Romane ab *„Jenseits der Liebe“* (1976). Für die ersten Romane (den Debütroman *„Ehen in Philippsburg“* und die Anselm-Kristlein-Trilogie) konstatiert Eggenschwiler 2000, S. 11). Albrecht Weber stellt ergänzend fest: *„Die Literaturdidaktik hat den frühen Walser übersehen, Kurzgeschichten bzw. Kurz- oder Kürzestnovellen wie ‚Der Umzug‘, ‚Die Klagen über meine Methoden‘ oder besonders ‚Templones Ende‘ (alle in ‚Ein Flugzeug über dem Haus‘, 1955), wobl weil sie sich sehr an Kafka anlehnen; aber sie führen auch von Kafka her weiter.“* (Weber 1980, S. 296). Eine ähnliche Einschätzung äußert Gerald A. Fetz für die gesamte Walserforschung und Literaturkritik (vgl. Fetz 1997, S. 12). Eine bemerkenswerte Ausnahme sind Anthony E. Wainnes Bücher von 1980 und 1978, die detailliert den frühen Werken Walsers gewidmet sind.

103 Vgl. Brändle 1978, S. 211f. / Beckermann 1981, S. 90f.

Opposition gegen das gesellschaftlich Gegebene [...]?¹⁰⁴ – und offenbar damit eine gängige Rezeptionshaltung der damaligen Zeit. Auch Jabłkowska schlägt (sinngemäß)¹⁰⁵ eine Revision des „post-68er-Blicks“ vor:

„Die Stabilität seiner [Walsers] Ansichten und gedankliche Kontinuitäten, die sich jahrelang in seinen Essays wiederholen, provozieren daher eine Revision des gängigen Walser-Bildes, das sich in den sechziger und siebziger Jahren an seinen gesellschaftskritischen Äußerungen und seit den achtziger Jahren an seiner deutsch-nationalen Haltung orientierte.“¹⁰⁶

Wenn nun eine Neubewertung jenseits obsolet gewordener Erklärungsmuster versucht werden soll, so gilt es, Abschied zu nehmen von der Reduktion des frühen Walsers auf den politischen Agitator; von der Untersuchung nur jener Texte, die ihm den Ruf eines „linken“ Autors eingetragen haben. Stattdessen muss eine Neubewertung der schriftstellerischen und politischen Entwicklung des Autors sowohl sein Frühwerk als auch seine aktuellen Texte einbeziehen. Durch die Wahl des neuesten Walser-Romans¹⁰⁷ als Einstieg in die Untersuchung eröffnet sich eine Perspektive, die weniger von bereits bestehenden Deutungsmustern beeinflusst ist und verspricht, neue Erkenntnisse zu gewinnen beziehungsweise zu fundieren. Zur Hilfe genommen werden bei dieser umfassenden Betrachtung von Walsers Gesamtwerk auch nichtliterarische Äußerungen des Autors, einige kaum rezipierte Texte (etwa das Hörspiel „Das Gespenst von Gattau“ von 1978) und Re-Lektüren von Texten, die einen festen Platz im Walser-„Kanon“ einnehmen (zum Beispiel „Unser Ausschwitz“ von 1965).

Hauptanliegen dieses Ansatzes ist es, Belege dafür anzuführen, dass die Entwicklung von Walsers Gesamtwerk nicht im Zeichen von Wandel oder Bruch zu deuten ist, sondern mit gleicher Berechtigung auch unter der Prämisse einer Werkkontinuität betrachtet werden kann. Hierzu soll die Einordnung des Romans „Tod eines Kritikers“ in werkimmanente und gesellschaftliche Kontexte dienen. Zwei Eindrücke sollen in diesem Zusammenhang jedoch vermieden werden:

104 Brändle 1978, S. 217.

105 Vgl. Jabłkowska 2001, S. 87, Anm. 20.

106 Ebd., S. 9. / Jabłkowska löst diesen Anspruch in ihrer eigenen Arbeit allerdings nicht konsequent ein: In ihrem Fazit schreibt sie den Erklärungsversuch einer „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ fort, wenn sie ein „Gefälle zwischen seiner [Walsers] Publizistik und Belletristik“ (ebd., S. 283) konstatiert.

107 Walsers im Juli 2004 bei Rowohlt erschienener Roman „Der Augenblick der Liebe“ konnte für diese Untersuchung, die im Juni des selben Jahres als Dissertation eingereicht wurde, nicht mehr berücksichtigt werden. Lediglich einige wichtige Texte über den Autor – allen voran Magenaus (2005) große Biografie – und über „Tod eines Kritikers“ wurden für die Drucklegung noch nachträglich aufgenommen.

- 1) Es geht dem Verfasser nicht um eine Apologie Martin Walsers – gerade konservative Interpreten Walsers behaupten eine Werkkontinuität und versuchen so, alles Linke aus seinem Lebenslauf wegzudefinieren.¹⁰⁸
- 2) Die Diskontinuitäten in Walsers Werk können und sollen nicht verschwiegen oder geglättet werden – vielmehr steht die Frage im Vordergrund, welches Gewicht ihnen bei einer Interpretation von Walsers ästhetisch-operativer Entwicklung zukommen kann. Den Thesen von Bruch oder Wandel im Werk Walsers wird hier der Versuch gegenübergestellt, anhand eines konkreten thematischen Schwerpunktes eine Werkkontinuität aufzuzeigen.

Abschließend bleibt zu bemerken, dass durch die Konzentration der vorliegenden Arbeit auf Walsers Umgang mit Auschwitz und auf den gegen den Autor erhobenen Antisemitismusvorwurf die hier behauptete Werkkontinuität lediglich an einem einzigen Themenkomplex exemplarisch belegt wird. Es wäre Aufgabe genug für eine weitere Dissertation, die Konstanten in Walsers Gesamtwerk thematisch gegliedert herauszuarbeiten. Der Ansatz erscheint vielversprechend: So ist es angesichts der jüngeren Debatten um Walsers Wandlungen verblüffend, dass bereits in seinem Romanerstling „Ehen in Philippsburg“ (1957) verschiedene Schriftstellertypen und Modelle literarischer Sprache (Dieckow vs. Klaff) verhandelt werden oder die Unmöglichkeit einer eigenen gefestigten Position gegenüber der Meinungspressen abgegrenzt wird.¹⁰⁹ Dies kann hier jedoch nicht näher ausgearbeitet werden; die nicht unbedingt apologetische, aber eindeutig parteiische und mitunter unkritische Walser-Biografie Magenau liefert hierzu Ansätze.¹¹⁰

108 Ein Beispiel für die apologetisch motivierte These einer Werkkontinuität wäre der Passauer Literaturwissenschaftler Hartmut Laufhütte (vgl. Laufhütte 1995).

109 Vgl. z.B. MW: *Ehen in Phil.* (1957), S. 108/114 (Hans glaubt allen alles), sowie S. 167 (Benrath stellt fest, er „existierte ja nicht als Einzelstimme. Er war ein konfuser Stimmenschwall [...].“).

110 Vgl. Magenau 2005.

1.3 Bemerkungen zur Methode: Vom Versuch, den Autor zu fassen

„Bis jetzt sind meine Romane und meine Romanfiguren sehr stark als Antwort auf ein akutes, gegenwärtiges Daseinsproblem, auf Existenzschwierigkeiten zurückzuführen.“¹¹¹

Die nachfolgenden Bemerkungen thematisieren drei Faktoren, die meinen Lektüren von Walsers Werken zu Grunde liegen: Die Suche nach *Subtexten*, der Deutung von *Figurenrede* und letztlich die Erschließung der *Textaussage*. Alle drei Faktoren sind bestimmend für die in den Textanalysen konstruierten Rückschlüsse von den vorgeführten Lektüren auf den Schriftsteller Martin Walser.

Hier kann und soll keinesfalls suggeriert werden, dass das jüdisch - deutsche¹¹² Thema konstitutiv für sämtliche Werke Walser sei. In zahlreichen Spezialstudien sind die verschiedensten Thematiken aus Einzelwerken des Autors herausgearbeitet worden. Die vorliegende Arbeit untersucht Walsers Gesamtwerk *nur unter einem* ganz bestimmten Gesichtspunkt, nämlich hinsichtlich des Antisemitismusvorwurfs. Es kann für die meisten Texte Walsers auch nicht behauptet werden, dass diese Fragestellung den Kern dieser Texte erfassen würde, vielmehr geht es hier darum, sie aus der heutigen Position *gegenzulesen*. Beim Gegenlesen, bei einer Lektüre „gegen den Strich“, sollen *Subtexte* in Walsers Texten freigelegt werden, die schließlich zu jenen Werken führen, die Walser den Antisemitismusvorwurf eingetragen haben. Subtexte werden hier verstanden als tieferliegende, unterschwellige Bedeutungsschichten eines Textes, der sich durch Mehrdeutigkeit auszeichnet. Dabei ist es zunächst unerheblich, ob diese Subtexte das Ergebnis einer bewussten Autorintention sind, also das eigent-

111 *Reitze-Interview* (1986), S. 212.

112 Mit Grund wird in dieser Arbeit das Verhältnis zwischen nichtjüdischen Deutschen und Juden (auch jüdischen Deutschen) konsequent als „jüdisch-deutsches“ Verhältnis bezeichnet: Hierdurch wird eine Abgrenzung zu dem ideologisch aufgeladenen Begriff einer „deutsch-jüdischen Kultursymbiose“ versucht, der der Beziehung von Juden und nichtjüdischen Deutschen vor allem nach Auschwitz nicht gerecht wird. Eine kritische Position zur „deutsch-jüdischen Symbiose“ vor 1933 nimmt zum Beispiel Dan Diner ein, der ausführt: *„Das Bild von der ‚deutsch-jüdischen Symbiose‘ muß nicht allein schon deshalb die Wirklichkeit verzerren, weil die von vollzogener Judenemanzipation und nationalsozialistischer Barbarei begrenzte idealisierte Zwischengeschichte von etwa einem Menschenleben Regelmäßigkeit suggeriert, obwohl ihr eher der Charakter einer Ausnahme zukommt. Unwahr wird das Bild von der ‚deutsch-jüdischen Symbiose‘ vor allen Dingen dann, wenn sie nach Auschwitz zum eigentlich beklagenswerten Verlust des Grauens stilisiert wird. Denn die so gesteigerte Ehrfurcht vor der geistigen Gemengelage deutsch-jüdischer Kreativität verstellt den sich ohnehin gerne trübenden Blick auf die Monströsität des größten Verbrechens der Menschheitsgeschichte.“* (Diner 1988b, S. 243). / Nicht ohne Grund hat Willi Jasper seine literaturhistorische Gesamtdarstellung „Deutsch-jüdischer Parnass“ im Untertitel als Literaturgeschichte eines „Mythos“ (Jasper 2004) bezeichnet. / Vgl. zu grundsätzlichen Bedenken gegen Bindestrich-Konstruktionen mit „jüdisch“ aus religionsphilosophischer Perspektive Lyotard/Gruber 1995.

lich Gemeinte beziehungsweise zu Verstehende darstellen, oder ob sie unbewusst entstanden. Eine Interview-Äußerung Walsers aus den frühen 80er Jahren legt jedoch die Suche nach konsequent angelegten Subtexten in seinem Werk nahe. Der Schriftsteller hat in besagtem Gespräch, in dem es unter anderem um die Berührungsängste westdeutscher Intellektueller mit (deutschland-)politischen Themen ging, darauf hingewiesen, dass er sein Schreiben durchaus einem *Programm* unterordne:

„Dieser Ausstieg aus der Geschichte ist natürlich auf eine gewisse Fraktion, eine allerdings sehr avancierte und ernst zu nehmende Fraktion von Intellektuellen und Schriftstellern beschränkt, die die Selbstbeschäftigung für so ausreichend hält, daß sie die Bedingungen eher aus dem Auge verliert. Ich habe mich dagegen von selbst gewehrt und sehe keine andere Möglichkeit, als das in schriftstellerischer Art zu tun, indem man einfach etwas schreibt, das die Bedingungen nicht vernachlässigt. Indem man das sozusagen zum geheimen Programm macht. Wobei Programm natürlich schon ein bißchen übertrieben ist. Aber man muß auf jeden Fall andauernd wissen, daß es wünschenswert wäre, jeden Grad von Freiheit in Sprache und Bewußtsein nicht mit Geschichtslosigkeit zu erkaufen und Subjektivismus nicht mit Bedingungslosigkeit zu verwechseln.“¹¹³

Ob von einem Programm in Walsers Texten gesprochen werden kann und wie dieses gegebenenfalls beschaffen ist, hängt maßgeblich davon ab, inwieweit sich die herauszuarbeitenden Subtexte an die Intentionen des Textproduzenten selbst rückbinden lassen. Dieser Schritt kann in der hier versuchten Werkinterpretation nur dadurch plausibel gemacht werden, dass 1. offensichtliche Kontinuitäten in der Konsequenz bei der Etablierung bestimmter Werte- und Bewertungsmuster durch die Texte herausgearbeitet werden und 2. sich diese Muster auch anhand der nonfiktionalen Verlautbarungen des Schriftstellers verifizieren lassen. Erst dadurch kann „*le cas Walser*“,¹¹⁴ der „Fall Walser“, dahingehend geklärt werden, ob der Befund eines literarischen Antisemitismus glaubhaft wird und dieser in ein ästhetisch-operatives Programm eingebunden ist.

Walser hat 1997 in einem Interview beklagt, dass ihm seine Kritiker nicht auf dem Feld der Literatur entgegenkämen, sondern ihn in das politisch-moralische Tagesgeschäft zu verwickeln versuchten:

„Es gibt, glaube ich, [...] kein Land der Welt, in dem ein Schriftsteller in der öffentlichen Meinung so hin und her geschubst wird, ohne daß man das je auf einen Roman, auf ein Stück oder auf ein Gedicht von ihm beziehen kann. [...] Das ist die deutsche Realität: Du schreibst vierzig Jahre Romane, Stücke, nicht? Die [Kritiker Walsers] wissen nichts von ‚Eiche und Angora‘, vom ‚Schwarzen Schwan‘, [...] kennen nicht meinen Aufsatz ‚Unser

113 Reinhold-Interview (1981), S. 285 [Herv. d. Verf.].

114 Daniel Vernet: L'Allemagne littéraire divisée par le cas Walser, in: *Le Monde* 02.07.2002, S. 27.

*Auschwitz', die kennen nicht meinen Aufsatz ‚Auschwitz und kein Ende‘, die kennen nichts als einen ‚Spiegel‘-Aufsatz, und das genügt, mich irgendwo hin zu platzieren.*¹¹⁵

Der Autor hat den Wunsch, aus seiner literarischen Produktion heraus verstanden zu werden, 1998 sinngemäß in der Friedenspreis-Rede wiederholt. Diesem Wunsch wird durch die Konzeption dieser Arbeit, in der die umfangreichen Analysen von Stücken, Prosa und Essays den größten Raum einnehmen, entsprochen. An die Deutung einer Literatur, die nach der Überwindung der rein hermeneutischen Kunstbetrachtung immer auch um den gesellschaftlichen Ort des Werkes weiß, schließt unmittelbar die Frage an: Wie zulässig ist es, von den Gedanken und Äußerungen einer literarischen Figur auf die Intention des Autors selbst zu schließen?

Gerade bei dem Versuch, die Frage zu klären, ob es in Walsers Werk antisemitische Tendenzen gibt, ist es immer die bessere Lösung, *nicht* nach vordergründigen Statements zu suchen, sondern Figurenzeichnungen, -konstellationen und Handlungsverläufe zu interpretieren, für die der Autor eher haftbar zu machen ist als nur für die Äußerungen seiner Figuren, die ja keineswegs mit den seinigen übereinstimmen müssen. Gleichwohl wird in der Beweisführung dieser Arbeit mitunter auch die Figurenrede untersucht, *da alle Figuren als Teilelemente einer Textintentionalität begriffen werden.*

Dies scheint vor allem deshalb legitim, weil Walsers Prosa den Eindruck höchst autobiografischen Schreibens vermittelt. Seine Hauptfiguren bewegen sich fast immer in der Bodenseegegend; die Schilderung ihrer jeweiligen Ehefrauen fällt erstaunlich konform aus; fast immer gibt es diverse Töchter in der Familie (fast nie einen Sohn); die Mutter der Hauptperson führte oft eine Wirtschaft, der Vater war lebensuntüchtig und starb früh; jeder Beruf, egal ob Makler, Fahrer, Lehrer, Beamter oder Schriftsteller, wird mit dem Prozess des Schreibens und des „Meinungsgewerbes“ in Verbindung gebracht; eine ganze Reihe von Romanen variiert immer wieder die gleiche Grundkonstellation.¹¹⁶ Georg Eggenschwiler hat in seiner Dissertation über „Selbstthematisierung in den frühen Romanen Martin Walsers“ überzeugend dargelegt, dass Walsers Protagonisten zwar verschiedene Namen tragen, *„die Ähnlichkeit und die biographische*

115 *Bremen 2-Interview* (1997).

116 Nach der landläufigen Definition als Bekenntnisliteratur zeichnen sich Autobiografien dadurch aus, dass in ihnen gesellschaftliche Prägungen wie Herkunft, Milieu, Erziehung und Bildung eingeschrieben sind, der Autor sein Seelenleben erforscht, eine personale Identität zu entwickeln sucht und nach Selbsterkenntnis strebt (vgl. Bogdal 1999, S. 172f.). Walsers Prosa erfüllt diverse Momente autobiografischen Schreibens nach dieser Definition. / Thomas Beckermann hat bereits 1974 über Walsers Werke geschrieben: *„Einzigartig am Romanwerk Martin Walsers ist die Kohärenz und die Entfaltung im thematischen Bereich, im Personal, in den Motiven und in den formalen und sprachlichen Bezügen [...] Ein Grund dafür mag sicherlich darin liegen, dass Martin Walser beim Schreiben von seinen eigenen Erfahrungen, seinem Bewusstsein als der Gedächtniskammer der erlittenen Schmerzen ausgegangen ist. Und dieses Bewusstsein machte im Abbau einer bürgerlichen Identität die Erfahrung, ein Rollenträger zu sein; es litt unter diesem Wissen und begab sich, literarisch und politisch, auf die Suche nach einer neuen Identität. Diese Entwicklung, der so mühselige und exemplarische Weg eines Kleinbürgers, charakterisiert die dialektische Struktur des Romanwerkes.“* (Beckermann 1974, S. 81f.).

Kontinuität ist jedoch unübersehbar und sie ist in den späteren Romanen ebenfalls vorhanden [...].“¹¹⁷ Der Autor bestätigt diese Lesart in einem Statement, das zwar als Teilschriftstellerischer Selbstinszenierung gelesen werden kann und doch zutreffend erscheint:

*„Ich schreibe nur autobiografische Romane. Das haben noch nicht alle Kritiker kapiert. Die Kritiker hängen noch an dieser konventionellen Vorstellung, daß ein Autor heute mal über das eine, morgen dann über das andere schreibt, so wie Honoré de Balzac. Aber ich schreibe immer denselben Roman weiter, mit einer anderen Tonart. Ich kann mich mal in C-Dur schreiben, mal in E-Moll.“*¹¹⁸

Hinzu kommt der Umstand, dass einige Protagonisten und ihre Erfahrungen nachweislich autobiografische Hintergründe haben, so unter anderen klar erkennbar Franz Horn in „Brief an Lord Liszt“ (1982) und Johann in „Ein springender Brunnen“ (1998). Anhand von Walsers autobiografischem Roman lassen sich seit 1998 noch genauer als bislang direkte Bezüge zwischen Romanhelden und Autor auffinden.¹¹⁹ Diese Figuren sind nicht der Autor,¹²⁰ doch sie dienen ihm häufig genug als Sprachrohr für Thesen, die er auch selbst in Reden, Interviews oder Essays geäußert hat. Oftmals beantworten die Figuren Erfahrungen, die ihr Schöpfer gemacht hat; zuweilen nehmen sie auch Positionen vorweg, zu denen sich Walser erst anschließend bekennen wird. Ist es also statthaft, die Äußerungen von Romanfiguren auf die Meinung des Autors zu beziehen (nicht: gleichzusetzen)? Ausgerechnet Marcel Reich-Ranicki konstatierte 1993 in seiner Kritik des Romans „Ohne einander“:

117 Eggenschwiler 2000, S. 9f.

118 *Steinert-Interview* (1997). / Ähnlich äußerte sich Walser auch in einem Interview 1997 mit Stephan Sattler: „[...] ‚Halbzeit‘ [...]. Daraus wurde dann [...] eine Antwort auf alle zehrenden Erfahrungen der vorangegangenen zehn Jahre. Das ist dann so geblieben. Ich habe immer diesen Roman weitergeschrieben. [...] Das Fernsehen hat zu meinem Geburtstag einen Film gefertigt mit dem Titel ‚Der Ich-Erzähler‘. Ich glaube, das stimmt.“ (Sattler-Interview (1997), S. 81f.). Vgl. auch Walser zu seinem Biografen Jörg Magenau: „Was Sie da vorhaben, habe ich auch schon dreimal gemacht. Nur habe ich es immer ‚Roman‘ genannt.“ (Zit. n.: Magenau 2005, S. 14).

119 Vgl. Episoden in „Ein springender Brunnen“, in denen zum Beispiel der Junge Johann eine Katze quält oder Anita Abziehbilder auf die Oberschenkel appliziert, mit entsprechenden Episoden in der Anselm-Kristlein-Trilogie (vgl. MW: *Halbzeit* (1960), S. 238. / *Einhorn* (1966), S. 354). Anselm lebt in diesen und anderen Szenen nach, was Walser wohl selbst erlebt hat. Im Anhang von „Das Einhorn“, „Brief Anselm Kristleins an seinen Verleger“ betitelt, verwirrt Walser beide Identitäten völlig, indem er seinen Kristlein das Pseudonym „Walser“ annehmen lässt (vgl. S. 437). Jörg Magenau berichtet eine ganze Reihe von Begebenheiten aus Walsers Leben, die sich direkt in dessen Literatur wiederfinden lassen, vgl. Magenau 2005, S. 31 („Ein springender Brunnen“) / S. 54; 270 („Die Verteidigung der Kindheit“) / S. 120 („Halbzeit“) / S. 127; 165; 233; 363f. („Das Schwanenhaus“) / S. 134f. („Ehen in Philippsburg“) / S. 323f.; 396 („Brandung“) – die Klammerzusätze verweisen auf das jeweilige Werk, in das die von Magenau geschilderte Anekdote Eingang gefunden hat.

120 Max Frisch reagiert auf „Die Gallistl’sche Krankheit“ allerdings mit der Bemerkung: „Ich habe dein Buch nicht als Literatur konsumiert; manchmal bedauere ich, daß Gallistl nicht Martin Walser heißt, ganz direkt. Du nämlich bist es, dem ich seine Einsichten glaube.“ (Max Frisch an Martin Walser, 21.06.1972, zit. n.: Magenau 2005, S. 303).

„Natürlich wird Walser antworten, dies sei doch nicht seine Sprache, sondern die seiner Helden [...]. Aber ich glaube ihm nicht ganz. ‚Ich habe so beschämende Ansichten‘ – sagte er neulich in einem Interview –, ‚dafür brauch‘ ich eben Romanfiguren.‘ Das nenn‘ ich ein ehrlich‘ Wort! Für nicht gerade beschämende, doch immerhin törichte Ansichten, für bare Blödeleien, für nachlässige Formulierungen, für schiefe und verkrampfte Bilder – für all das braucht er, nein, mißbraucht er seine Helden oder Ich-Erzähler, hinter ihrem Rücken möchte er sich gar zu häufig verstecken, was immer man ihm vorzuwerfen versucht, er schiebt es ihnen in die Schuhe. Aber wir lassen uns nicht übers Ohr hauen, wir wissen schon: Es ist doch Martin Walser, dessen Stimme wir hier unentwegt hören.“¹²¹

Silvio Vietta hat mit zehn Jahren Verspätung diese These Reich-Ranicki zurückgewiesen. Wenn Reich-Ranicki das „Plappern“ der Protagonisten von „Ohne einander“ gleichsetze mit der Geschwätzigkeit des Autors, erkenne er, dass der Autor seine Figuren *plappern lasse*.¹²² An gleicher Stelle widerspricht Hartmut Reinhardt wiederum der Argumentation Viettas: Wenn die Figur Ernest Müller-Ernst in „Ohne einander“ im exakt gleichen Tonfall über die von Walser fünf Jahre später in der Paulskirche beklagte „Dauerrepräsentation unserer Schande“ schwadroniere, dann dürfe das schon irritieren.¹²³ Reinhardts Beobachtung unterstützt meine These, dass Walsers Figuren oft Positionen vorwegnehmen, die der Autor später tatsächlich nahezu unverändert als seine eigenen vertreten wird. Die unterschiedlichen Einschätzungen von Vietta und Reinhardt stecken die ganze Bandbreite des Spannungsfeldes ab, die der Versuch, Figurenreden mit dem Autor selbst in Beziehung zu setzen, umfasst.¹²⁴

Zeitgleich mit „Jenseits der Liebe“ erschien 1976 im Branchenblatt *Buchreport* ein kurzer Aufsatz von Martin Walser unter dem Titel „Ich über mich.“, in dem er über sein Verhältnis zu seinen Figuren schreibt:

„Ich lebe unter den Gesichtern von Figuren und finde mich nicht bereit, diese Gesichter wie Masken zu behandeln, die man abnehmen kann, um das sogenannte Gesicht zu zeigen. [...] Wenn ich an das letzte Figurengesicht denke, das sich wahrscheinlich aus den Zügen meines sozusagen eigenen erzeugt hat, dann wird es mir besonders deutlich, daß ich kaum ein eigenes Gesicht habe. [...] Wenn andere gegen einen sind, verteidigt man sich zwar nach außen, aber innen, in einem selbst, wirken die anderen. Sie trennen einen von einem selbst. Sie bringen einen gegen einen selbst auf. Man trennt sich von sich selbst. Sowas gibt’s. So abstrakt als möglich läßt sich das unter der ersten Person hinplaudern. So unverbindlich wie ein Psychologie-Lehrbuch. Wahrsagen, wirklich erzählen, tatsächlich

121 Reich-Ranicki 1996, S. 135. / Auch der Walser sehr viel gewogenere Jörg Magenau konstatiert wiederholt, dass Walsers Figuren Sprachrohr ihres Schöpfers seien: „Walsers Figuren sind Handpuppen, denen er als Bauchredner seine Stimme leiht. Das hat zur Konsequenz, daß sie alle so klingen wie er selbst.“ (Magenau 2005, S. 525).

122 Vgl. Vietta 2003, S. 147.

123 Vgl. Reinhardt 2003, S. 133. / Auch Jablkowska ist der Auffassung, die Figurenrede in „Ohne einander“ wirke „stellenweise wie einem Walser-Aufsatz entnommen“ (Jablkowska 2001, S. 262f.). Als Beispiel nennt sie MW: *Reise i. Leben* (1988).

124 Das Verfahren, von der Figurenrede Walser’scher Protagonisten auf die Meinung des Autors selbst zu schließen, wird auch von dezidierten Verteidigern Walsers – übrigens gänzlich unhinterfragt – angewandt, vgl. z.B. Schmitz 2002.

herausbringen läßt es sich von mir nur, wenn ich mich nicht im Spiegel, sondern in einer Figur anschau[e] [sic!]. Der Spiegel ist ein stumpfer, dummer, unbeweglicher, äffischer, elender Partner. Die Figur ist ein dialektischer Partner. Sie antwortet nicht als Spiegel, sondern als Widerstand. Aber sie antwortet. Sie antwortet auf das, was ich frage. Und wird dadurch meine Antwort [sic!], die meine Frage enthält.“¹²⁵

1980 fügte Walser in einem Interview an, seine frühen Romane seien „*Ich-Oratorien*“¹²⁶ gewesen, mit den (damals) neueren Büchern habe er konsequent auf die „*eigene Person zugearbeitet*“ (ebd.):

„Ich suche nach einer Möglichkeit, wie ich die Intimität meiner eigenen Erfahrung noch stärker in die Fiktion hineinbringen kann. [...] Ich muß meine Figur meiner eigenen Person, meinem Erfahrungsbereich immer mehr annähern.“ (Ebd.)

Peter Hamm hat in seiner Besprechung von „*Seelenarbeit*“ (1979) angemerkt, der Wissens- und Erfahrungshorizont Xaver Zürns sei weniger der eines Fahrers, als vielmehr der eines Intellektuellen.¹²⁷ Diese Beobachtung trifft zum einen auf die von Walser eingestandene Selbstanschauung in einer Figur und zum anderen auf die Annäherung seiner Figuren an den eigenen Erfahrungsbereich – unabhängig von deren vordergründiger Ausstattung – zu. Mit dem Abschied vom intellektuellen „*Meinungsgewerbler*“ Anselm Kristlein hat Walser sich also keineswegs von der figürlichen Selbstthematization abgewandt. Vielmehr entspricht seine nach der Kristlein-Trilogie geschriebene Prosa dem Trend der bundesrepublikanischen Literatur der 70er Jahre zum autobiografischen Erzählen. Bei deren Betrachtung gehöre es mittlerweile, so Oliver Sill, „*zu den Gemeinplätzen, einer autobiografisch orientierten Schreibweise überragende Bedeutung beizumessen.*“¹²⁸ Bernd Neumann beschreibt die Ich-Zentriertheit im fiktionalen Raum eines Romans wie folgt: „*Das autobiografische Erkenntnisinteresse wird zu einem sozialgeschichtlichen und umgekehrt; der neue autobiografische Roman schreibt Lebensgeschichte als Gesellschaftsgeschichte und vice versa.*“¹²⁹ Dabei ist ein zu kurz greifendes Verständnis von Autobiografischem als Wirklichkeitsaussage, die Sill mit Recht bemängelt, ohne weiteres vermeidbar – zumal es sich bei allen Texten Walser um ästhetisierte Erfahrungen handelt, bei denen das Roman-, Novellen- oder Theaterhafte unübersehbar ist. Die Vermischung der Gattungen, also die Gleichzeitigkeit von autobiografischem Anteil und Literatur, ist es meines Erachtens allerdings

125 MW: *Ich über mich* (1976).

126 *Zeindler-Interview* (1981), S. 128.

127 Vgl. Hamm 1979, S. 51.

128 Sill 1991, S. 4.

129 Bernd Neumann: Die Wiedergeburt des Erzählens aus dem Geist der Autobiografie? Einige Anmerkungen zum neuen autobiografischen Roman am Beispiel von Hermann Kinders „*Der Schleiftrog*“ und Bernward Vespers „*Die Reise*“, in: *Basis* 9 (1979), S. 94, zit. n. Sill 1991, S. 11.

auch. Oliver Sills Erkenntnis, „daß der autobiografische Gehalt von Literatur allein durch eine Analyse der Werkstruktur ermittelt werden kann“,¹³⁰ ist daher zuzustimmen.

Bei der Interpretation literarischer Texte direkt vom eigenen Lektüreeindruck auf die Intentionen des „Textproduzenten“, des empirischen Autors, zu schließen, ist nicht unproblematisch. Fotis Jannidis et al. führen aus, man falle

*„keineswegs automatisch in einen naiven Biographismus, wenn man sich bei der Interpretation literarischer Texte auf den Autor bezieht. Vielmehr gibt es viele theoretisch legitime und fruchtbare Arten, ihn zu berücksichtigen – z. B. die historische Fixierung des Textes oder die Auswahl aus potentiell unendlich vielen Kontexten für die Interpretation literarischer Texte.“*¹³¹

Hier bietet sich das Konzept des *impliziten Autors* von Wayne C. Booth an, das vergleichbar mit Umberto Ecos Modell eines „exemplarischen Autors“ ist (vgl. S. 17f.). Der von Booth eingeführte Begriff wird zwar zuweilen unterschiedlich besetzt und ist auch nicht unumstritten, ganz überwiegend wird es jedoch, dem Forschungsbericht von Tom Kindt und Hans-Harald Müller zufolge, wie folgt definiert:

*„Unter dem implied author eines Textes soll zum einen der Zusammenhang der Werte und Normen der Textwelt verstanden werden; der Ausdruck soll zum anderen die Strategie bezeichnen, die der Auswahl und Anordnung der Elemente narrativer Texte zugrunde liegt. [...] So wird der implied author ausdrücklich als semantische Größe gefaßt, als ein von Lesern auf der Grundlage von Textmerkmalen konstruiertes Konzept; er wird als ‚voiceless and silent‘ charakterisiert und damit grundsätzlich von den Sprecherinstanzen epischer Texte unterschieden.“*¹³²

Die Verflechtung von Text und Autor lässt sich in drei Stufen auffächern: Auf der *Ebene der Textproduktion* ist der reale (oder empirische) Autor angesiedelt, auf der *Ebene der Textorganisation* der implizite Autor, auf der *Ebene der Äußerung* „der Sprecher“ oder „die Stimme“, worunter auch Erzählerrede (zumeist eher narrativ) und Figurenrede (oft dialogisch) fallen.¹³³ Booths Konzept bietet sich deshalb an, weil es einerseits berücksichtigt, dass literarische Texte auch nicht-intendierten Sinn produzieren können, andererseits jedoch auch nicht verdrängt, dass die Gesamtwirkung eines literarischen Textes – die sich aus dem Handlungs-Plot, der Anlage der Charaktere und den verwendeten narrativen Strategien ergibt – trotz seines Kunstcharakters nicht im luftleeren Raum entstanden ist. Selbstverständlich sind die erzählerischen, konstruktiven Entscheidungen des Schreibenden zunächst eine Form intendierten

130 Ebd., S. 35. – Bei der Studie von Sill geht es um die Autobiografie als literarische Gattung, die Erkenntnisse Sills können jedoch mit wenigen Einschränkungen auch für autobiografisch geprägte fiktionale Texte gelten.

131 Jannidis et al. 2000, S. 24f.

132 Kindt/Müller 1999, S. 282f.

133 Vgl. Schönert 1999, S. 293.

Handelns.¹³⁴ Auf diese Intentionen kann aber immer nur über einen Umweg geschlossen werden: den vom Textganzen etablierten impliziten Autor als eine Instanz zwischen der empirisch-realen und der ästhetisch-textimmanenten Welt. Jannidis et al. bieten eine konzise Definition dieses Konzepts an: Der implizite Autor erscheint „als *Textimplikat*, nämlich als das Bild des realen Autors, insoweit dieser sich in seinem Text ausdrückt. [...] Das Konzept des ‚impliziten Autors‘ entspringt dem Versuch, im Rahmen einer textzentrierten Interpretationstheorie den Autor als Bezugspunkt der Interpretation zu (re-)etablieren“.¹³⁵

Die Anwendung von Booths Modell bedeutet in Bezug auf den zuvor ausgeführten Umgang mit Figurenrede: Lässt sich die Wirkung der vom literarischen Text etablierten Aussagen in Einklang bringen mit den Aussagen des empirischen Autors in essayistischen Texten und Interviews, so greift Paul Ricœurs skeptische Auffassung, dass der implizite Autor „als *Maske des wirklichen Autors*“¹³⁶ fungiere. Es ist zu vermuten, dass, je stärker eine dezidierte Textabsicht – denn dafür steht letztlich das Modell des impliziten Autors – erkennbar wird, sich umso eher davon auch auf die Intentionen des empirischen Autors schließen lässt.

134 „Wir können uns nur mit einem Begriff zufrieden geben, der [...] die Aufmerksamkeit darauf lenken kann, daß dieses Werk das Produkt einer auswählenden, bewertenden Person ist und nicht etwas in sich selbst Existentes.“ (Booth 2000, S. 148).

135 Jannidis et al. 2000, S. 19.

136 Rusterholz 1999, S. 136 [hier Ricœur paraphrasierend].

2. Zum Begriff des Antisemitismus

Die wissenschaftliche Literatur über das Phänomen des Antisemitismus ist bekanntermaßen überaus umfangreich und dicht. Im Rahmen dieser Arbeit können lediglich einige Grundlagen zu diesem Begriff und seinen Ausprägungen mit dem speziellen Focus auf das bundesrepublikanische Deutschland und das literarische Feld dargestellt werden.

Thomas Nipperdey und Reinhard Rürup haben in dem Standardwerk „Geschichtliche Grundbegriffe“ darauf hingewiesen, dass der Begriff „Antisemitismus“, der um 1865 erstmals und um 1880 dann verstärkt auftrat, eigentlich auch erst ab diesem Zeitpunkt Gültigkeit besitzt.¹³⁷ Während vorher von einer diffusen Judenfeindschaft sowie einem ausgeprägten religiösen Antijudaismus gesprochen werden kann, so beginnt in etwa zeitgleich mit der Etablierung der Bezeichnung „Antisemitismus“ die säkularisierte ideologische Judenfeindschaft. Anknüpfend an Gobineaus einflussreichen „Essai sur l'inégalité des races humaines“ (ab 1853) entstand im ausgehenden 19. Jahrhundert eine Sichtweise, Völker zukünftig als Rassen im Sinne von biologischen Abstammungseinheiten zu verstehen. Gleichzeitig definierten verschiedene geisteswissenschaftliche Strömungen (zum Beispiel Paul de Lagarde: „Die graue Internationale“, 1881) neben der Gruppe der „Semiten“ auch die der „Arier“. Die unterstellte rassische Verschiedenartigkeit wurde mehr und mehr als Verschiedenwertigkeit verstanden, das „Semitentum“ wurde zur negativen Projektionsfläche für eine beschönigende Charakterisierung der indo-europäischen beziehungsweise arischen Völker. Damit einher ging die Definition der Juden als *Volk* im Sinne o.g. Abstammungsgemeinschaft („jüdische Nation“). Die zunächst religiöse, nicht national gebundene Zugehörigkeit zum Judentum („jüdische Konfession“) trat so in den Hintergrund; das Judentum selbst wurde mehr und mehr zur „*anthropologischen Kategorie*“ (S. 132). Noch vor dem staatlich propagierten Antisemitismus der NSDAP erlebte die Judenfeindschaft in Deutschland während der Wilhelminischen Zeit einen Höhepunkt als eine in weiten Bevölkerungsteilen populäre Einstellung. Shulamit Volkov hat den Begriff des Antisemitismus als „kultureller Code“ für die weit verbreitete Judenfeindschaft des Kaiserreichs geprägt. Volkov geht davon aus, dass der Massenantisemitismus dieser Zeit vor allem der Selbstdefinition durch die Abgrenzung vom Anderen gedient habe:

„Das Bekenntnis zum Antisemitismus wurde zu einem Signum kultureller Identität, der Zugehörigkeit zu einem spezifischen kulturellen Lager. Man drückte dadurch die Übernahme eines bestimmten Systems von Ideen und die Präferenz für spezifische soziale und

137 Vgl. Nipperdey/Rürup 1972, S. 129-132. / Neuere Einzelstudien betonen stärker als Nipperdey/Rürup den Prozesscharakter bei der Herausbildung des Antisemitismus, so u.a. Fischer 2000.

*moralische Normen aus. Die im deutschen Kaiserreich lebenden und agierenden Zeitgenossen lernten, diese Botschaft zu entschlüsseln. Sie wurde Bestandteil ihrer Sprache, ein vertrautes und handliches Symbol.*¹³⁸

Trotz der vergleichsweise kurzen Dauer, die der ideologisch aufgeladene Begriff „Antisemitismus“ in der langen Geschichte der Judenfeindschaft eingenommen hat, hat sich „Antisemitismus“ nach 1945 zum pauschalisierenden Synonym für jegliche Form der Judenfeindschaft entwickelt.¹³⁹

Für verschiedene Zeiträume lassen sich unterschiedliche Ausprägungen der Judenfeindschaft feststellen, die jedoch durch ihre kulturelle Tradierung häufig auch nebeneinander existierten.¹⁴⁰ Bernd Marin unterscheidet diesbezüglich vier verschiedene Stadien:¹⁴¹

- *Religiöser Antijudaismus* seit der Antike, hinter dem jedoch von Beginn an auch das „*wirtschaftliche Motiv einer Abneigung hauptsächlich gebrauchswertproduzierender agrarischer Gesellschaftsklassen gegen Exponenten nicht-bäuerlicher Wirtschaftsformen*“ gestanden habe, die Ablehnung der Juden als „*Handelskaste*“ (S. 546f.).
- *Bürgerlicher Antisemitismus* seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, der vor allem dem Kleinbürgertum als „*politische Waffe in sozialen Kämpfen*“ (S. 547) gedient habe.
- *Faschistischer Antisemitismus* als staatlich verordnete Herrschaftsideologie und Instrument des Terrors in der NS-Zeit.
- *Nachfaschistischer Antisemitismus* nach 1945 in Europa und besonders in Deutschland und Österreich, der gekennzeichnet sei durch seine fast völlige Freiheit von Juden, bekennenden Antisemiten und ideologischen Elementen.

Martin Gubser nennt dagegen als Grobraster *kirchlichen* (Kreuzzugszeit), *christlichen* (Mittelalter), *publizistischen* (Reformationszeit), *wirtschaftlichen* (seit dem 17. Jh.),

138 Volkov 1990, S. 23.

139 Vgl. Nipperdey/Rürup 1972, S. 152f.

140 So ist z.B. der Vorwurf einer angeblichen jüdischen Weltverschwörung während der Pogrome der Pestzeit entstanden, als Christen Juden vorwarfen, die Seuche durch Brunnenvergiftung verursacht zu haben. Doch bis heute, wo der religiöse Antisemitismus (Antijudaismus) des Mittelalters weitgehend überwunden scheint, geistert das Gespinnst einer jüdischen Weltverschwörung durch manche Köpfe, die dies an einer Dominanz von Juden an der Wallstreet-Börse oder in den Hollywood-Filmstudios festzumachen können meinen. Somit ist der Weltverschwörungsgedanke ein Beispiel für die Tradierung und zeitgemäße Anpassung eines antisemitischen Vorurteils über nunmehr bald 700 Jahre. / Jacob Katz weist daraufhin, dass der religiöse Antijudaismus mit der Säkularisierung keineswegs erledigt gewesen sei, sondern der Antisemitismus der Neuzeit sich ableitete „*aus traditionellen christlichen Ansichten über die Mentalität der Juden [...] Kein Antisemit, selbst wenn er antichristlich war, verzichtete je auf den Gebrauch jener antijüdischen Argumente, die in der Ablehnung von Juden und Judentum durch frühere christliche Zeiten wurzelten.*“ (Katz 1989, S. 322f.).

141 Vgl. Marin 1979, S. 546-552. – Marin will seine Ausführungen ausdrücklich nicht nur auf Österreich bezogen wissen, vgl. S. 548.

politischen (seit dem frühen 19. Jh.) und *rassistischen* (seit dem späten 19. Jh.) Antisemitismus, NS- und Nachkriegszeit bleiben bei ihm ausgespart.¹⁴² Klaus Holz ergänzt diese Sichtweisen durch seine übergreifende Definition des modernen Antisemitismus ab etwa 1870 als *nationalen Antisemitismus*, dessen Ausprägung im Einzelnen *postliberal, antizionistisch, rassistisch* oder *vergangenheitsbewältigend* sein könne.¹⁴³

Das Problem der Zuordnung eines Textes als antisemitisch liegt in der Definition des Begriffes, der Werner Bergmann und Rainer Erb eine gewisse Diffusion bescheinigen, während Nipperdey/Rürup in ihrem Referat der Begriffsgeschichte darauf hinweisen, dass die Bezeichnung „Antisemitismus“ an sich zumeist unbestimmt geblieben ist und Shulamit Volkov ihr ein Höchstmaß an Mehrdeutigkeit attestiert.¹⁴⁴ Angesichts dessen konstatiert Michel Wieviorka resigniert: *„Es gibt keine Patentlösung, um Faden für Faden zu entwirren, was sich im Antisemitismus unserer Tage zu einem Knoten verschlingt.“*¹⁴⁵ Gleichwohl ist Antisemitismus keine Schimäre, ist weder statisch, noch beliebig, sondern ein fassbares Problem. Im Folgenden soll daher kurz vorgestellt werden, in welcher Form und mit welcher Motivation antisemitische Vorstellungen *gegenwärtig* in Deutschland kursieren und was es mit dem Sonderfall eines *literarischen* Antisemitismus auf sich hat.

2.1 Zum Antisemitismus in Deutschland nach Auschwitz

Theodor W. Adorno hat 1959 in einem Vortrag vor dem Koordinierungsrat für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit einige entlarvende Strategien im Umgang mit der NS-Vergangenheit aufgezählt, die er beobachtet hatte:

„Gesten der Verteidigung dort, wo man nicht angegriffen ist; heftige Affekte an Stellen, die sie real kaum rechtfertigen; Mangel an Affekt gegenüber dem Ernstesten; nicht selten auch einfach Verdrängung des Gewußten oder halb Gewußten. So sind wir bei im Gruppenexperiment des Instituts für Sozialforschung häufig darauf gestoßen, daß bei Erinnerungen an Deportation und Massenmord mildernde Ausdrücke, euphemistische Umschreibungen gewählt werden oder ein Hohlraum der Rede sich darum bildet; [...] Sehr groß ist die Zahl derer, die von den Geschehnissen damals nichts gewußt haben wollen, obwohl überall Juden verschwanden [...] Wir alle kennen auch die Bereitschaft, heute das Geschehene zu leugnen oder zu verkleinern – so schwer es fällt zu begreifen, daß Menschen sich nicht des Arguments schämen, es seien doch höchstens nur fünf Millionen Juden und nicht sechs vergast worden. Irrational ist weiter die verbreitete Aufrechnung der

142 Vgl. Gubser 1998, S. 52-81.

143 *„Der moderne Antisemitismus, der nach einer weithin konsentierten Auffassung zwischen der Französischen Revolution und der Gründung des Wilhelminischen Kaiserreiches in Europa entstand und ab etwa 1870 voll entwickelt vorliegt, ist fundamental nationalistisch, so daß die Bezeichnung ‚modern‘ gegen ‚national‘ ausgetauscht werden kann.“* (Holz 2001, S. 17f.; vgl. ähnlich und ergänzend: S. 541).

144 Vgl. Bergmann/Erb 1991, S. 43-49. / Nipperdey/Rürup 1972. / Volkov 1990, S. 27.

145 Wieviorka 2004, S. 32.

*Schuld, als ob Dresden Auschwitz abgegolten hätte. [...] Auch die Unschuld [der Opfer der Deutschen], das Allereinfachste und Plausibelste, wird abgestritten.*¹⁴⁶

Ziel des Frankfurter Gruppenexperimentes von 1950/1951 war gewesen, das Fortleben antisemitischer Einstellungen in der deutschen Bevölkerung fünf Jahre nach dem Ende des „Dritten Reichs“ zu untersuchen. In Abständen ist diese Frage seither immer wieder in Umfragen, Experimenten und empirischen Analysen aufgeworfen worden.

Inwiefern sich antisemitische Ressentiments in der öffentlichen Sphäre nach 1945 gehalten haben, hat Werner Bergmann in seiner Studie über „Antisemitismus in öffentlichen Konflikten“ für die Nachkriegszeit bis 1989 dargestellt. Bergmann beobachtet dabei sieben Stationen eines Wandels in den öffentlichen Debatten über Antisemitismus in Westdeutschland, die er „kollektive Lernprozesse“ nennt.¹⁴⁷ Die Bedingungen für diese Prozesse beziehungsweise ihre Träger seien:

- *Die Meinungsführer:* Die „Eliten des öffentlichen Meinungsbildungsprozesses in Parteien, Kirche, Justiz, Schule, Presse und Kunst“ (S. 503) seien sich nach 1945 einig gewesen in ihrem Willen zur Bekämpfung des Antisemitismus, die zunächst zögerlich und später in – häufig von öffentlichen Debatten ausgelöst – Schüben verlaufen sei. Antisemitische Äußerungen seien justitiabel, antisemitische Parteien und Medien seien verboten oder unter Beobachtung durch den Verfassungsschutz gestellt worden. Wissenschaft und Schule hätten das Wissen um den Holocaust und die deutsche Schuld gemehrt und verbreitet, in den Medien sei die Norm des Anti-Antisemitismus etabliert worden, die den Willen zur Skandalisierung von Normverstößen einschließe.
- *Die öffentliche Meinung:* In der Bevölkerung ist laut Bergmann seit Mitte der 50er Jahre ein stetiger Rückgang antisemitischer Einstellungen nachweisbar. Diese Einstellungsänderung sei weniger als Erfolg direkter Erziehungsbemühungen zu werten, sondern resultiere aus veränderten Sozialisationsbedingungen. Sei bei den Jahrgängen bis ca. 1930 noch bewusster Antisemitismus und bei den Jahrgängen bis ca. 1940 ein gewisser unbewusster Antisemitismus zu verzeichnen, so gelte dies für die Generationen, die ab ca. 1960 die Schule besucht haben, kaum noch. „Nachdem der Antisemitismus in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur kulturellen Norm für große Teile der Bevölkerung geworden war (,cultural code‘), so kann man heute konstatieren, daß Anti-Antisemitismus zur Norm geworden ist.“ (S. 505).
- *Die Skandalisierung von Antisemitismus:* Die Hemmschwelle, Antisemitismus öffentlich zu skandalisieren, sei kontinuierlich gesunken. Bergmann führt aus: „Was heute einen Konflikt auslöst (Bitburg, Jennings, Fellner), hätte in den 50er und 60er Jahren keine besondere Beachtung gefunden.“ (S. 505). Unter Berufung auf Max Millers Studien über „Kollektive Lernprozesse“ stellt Bergmann fest,

146 Adorno 1966, S. 126f.

147 Vgl. Bergmann 1997, S. 502-511.

dass die Deutschen überwiegend ihre „ethnozentrische[...] Moral“ (ebd.) überwunden hätten. Ein Grund hierfür sei der Bewährungs- und Anpassungsdruck, der vom Ausland ausgeübt und von den Deutschen (auch aus Opportunismus) erfüllt worden sei.

- *Die Bearbeitungsformen antisemitischer Konflikte:* Wurden Störungen des anti-antisemitischen Konsens zunächst noch überwiegend vor Gericht verhandelt, so dominierte in den 60er und 70er Jahren „die weichere Form des publizistischen Konflikts“ (S. 506). Seit den 80er Jahren wird Antisemitismus überwiegend im Rahmen geschichtspolitischer Debatten über den Holocaust oder die NS-Zeit verhandelt. Neu dabei sei vor allem, dass sich diese Debatten erstens innerhalb des „politischen und kulturellen Mainstream[s]“ (ebd.) abspielten und sich zweitens die jüdischen Deutschen, oft bereits der zweiten Generation nach dem Holocaust angehörend, aktiv als Konfliktpartei beteiligten.
- *Konflikthanlässe und -themen:* Hier unterscheidet Bergmann vier Phasen. In den 50er Jahren habe es noch offen antisemitische Ausbrüche gegeben, die zumeist an einzelne Prominente geknüpft waren. 1958-1960 sei das Thema Antisemitismus in mehrfacher Hinsicht aktualisiert worden durch die Wiederaufnahme von NS-Prozessen sowie die Thematisierung in Literatur und Film; die Konflikthanlässe hierfür seien eher marginal. Erstmals sei es auch um die Versäumnisse der Aufarbeitung gegangen. In den 60er und 70er Jahren sei antizionistische Kritik am Staat Israel durch die bundesdeutsche Linke aufgekommen. Seit den 80er Jahren „geht es in den dominanten Konflikten reflexiv um den richtigen Umgang mit der Vergangenheit und dem Antisemitismus.“ (S. 508). Die Diskussionsteilnehmer seien nun überwiegend nach dem Krieg sozialisiert worden.
- *Die Breite des anti-antisemitischen Konsenses:* Der anti-antisemitische Konsens werde mittlerweile von nur noch ca. 5 Prozent der Bevölkerung nicht mitgetragen (vgl. S. 494), die Bereitschaft zur Sanktionierung von Verstößen gegen diesen „common sense“ sei stetig gewachsen. Inzwischen seien es nicht nur Juden, die gegen etwaige Verstöße protestierten, sondern Journalisten und Politiker jeglicher Couleur. Wer in den Ruch des Antisemitismus gerate, werde als rechtsextem stigmatisiert und zur Unperson.
- *Das jüdisch-deutsche Verhältnis:* Im Verlauf der ersten 20 Nachkriegsjahre habe sich das Verhältnis der nichtjüdischen Deutschen zum Judentum grundlegend gewandelt. Mitte der 60er Jahre sei zum einen der jüdische Anteil an der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte entdeckt worden, zum anderen sei anhand des Auschwitzprozesses und der Verjährungsdebatten das ganze Ausmaß der deutschen Verbrechen massenmedial öffentlich geworden. Seien die Juden in den frühen Nachkriegsjahren noch als „Problem“ angesehen worden, so sei ihnen später Mitleid und auch Achtung zuteil geworden. Dies liege zum einen an der verstärkten Aufarbeitung der Vergangenheit ab den 70er Jahren durch regionale Geschichtswerkstätten und die breit rezipierte Fernsehserie HOLOCAUST (Erstausstrahlung in Deutschland 1979), zum anderen an der Verlagerung negativer Affekte weg von jüdischen Deutschen, hin zur Palästinenserpolitik des Staates Israel. Die maßgebliche Veränderung des jüdisch-deutschen Verhältnisses beste-

he wohl darin, dass durch die Emotionalisierung bei der Betrachtung des Holocaust vor allem im Fernsehen ein Perspektivwechsel stattgefunden hat: „Die Struktur des Wissens über die Judenverfolgung und der emotionale Zugang verändern sich damit entscheidend gegenüber der bis dahin dominanten Täterperspektive. Dies erschwert [...] die Übernahme antisemitischer Einstellungen.“ (S. 510).

Diese sieben „kollektiven Lernprozesse“, die Bergmann aufgrund umfangreicher Forschungen herausgearbeitet hat, sollten trotz allen Wandels in der Einstellung Juden gegenüber nicht darüber hinwegtäuschen, dass antisemitische Ressentiments nach wie vor – vielleicht sogar seit der Wiedervereinigung verstärkt – eine in Teilen des deutschen kulturellen Gedächtnisses virulente Einstellung sind. Bergmann hat gezeigt, wie die *öffentliche Sphäre* von antisemitischen Strömungen bis 1989 weitgehend gereinigt wurde und dass es zu dieser Bereinigung immer auch Störfälle bedurfte, die zu einer weiteren Sensibilisierung im öffentlichen Umgang mit dem Thema geführt haben. *Unterschwellige Einstellungen*, die keinen Eingang in die (seriöse) veröffentlichte Sphäre gefunden haben, hat er bei seiner Untersuchung jedoch kaum erfassen können. Aus dem gleichen Grund kritisiert auch Klaus Holz Bergmanns Habilitationsschrift: Die Konzentration auf öffentliche Lernprozesse vernachlässige die Frage nach den wirklichen Einstellungen der Menschen.¹⁴⁸ Bergmann selbst hat bereits 1986 zusammen mit Rainer Erb diese Problematik als „Kommunikationslatenz“ im Sinne einer Weigerung, über die durchaus vorhandenen Vorbehalte gegenüber Jüdischem („Bewusstseinspräsenz“) öffentlich zu sprechen, bezeichnet.¹⁴⁹ Diese Latenz der unterstellten Ressentiments verhinderte bis in die 90er Jahre hinein das Aufbrechen jüdisch-deutscher Konflikte beziehungsweise führte zu deren Ächtung, wie die zahlreichen Kontroversen um den „richtigen“ Umgang mit der NS-Vergangenheit seit Mitte der 80er Jahre belegen. Die Debatte um Martin Walsers Friedenspreis-Rede hat jedoch gezeigt, dass 1998 antisemitische Ressentiments breiten Eingang in die öffentliche Sphäre gefunden haben – insbesondere die in vielen Zeitungen abgedruckten Leserbriefe sind hierfür eine ergiebige Quelle (vgl. hierzu ausführlich Kap. 5.3.10). Die Reprivatisierung des deutschen Antisemitismus, die Bergmann/Erb 1986 festgestellt hatten,¹⁵⁰ und der Bernd Marin 1979 in seinem Aufsatz über österreichischen Antisemitismus nach 1945 ein trotzdem „*eminent politisches Potential*“¹⁵¹ attestiert hatte,

148 Vgl. Holz 1998.

149 Vgl. Bergmann/Erb 1986. / Aufgrund dessen spricht Bernd Marin von einem „*Antisemitismus ohne Antisemiten*“, womit natürlich deren öffentliches Nichterscheinen – nicht ihre Nichtexistenz – gemeint ist (vgl. Marin 1979, S. 546-552/568f.). / Wolfgang Frindte, Friedrich Funke und Susanne Jacob weisen darauf hin, dass der Latenzbegriff, „*der in der öffentlichen wie wissenschaftlichen Antisemitismuskonzeption eine Schlüsselstellung einnimmt*“, ungeklärt geblieben sei: Es gäbe für „*latenten Antisemitismus*“ die o.g. Deutung als Kommunikationslatenz, aber der Begriff werde ebenso „*im Sinne einer psychoanalytisch zu interpretierenden Verdrängung*“ verwendet (Frindte et al. 1999, S. 122).

150 „*Der Antisemitismus – so unsere These – ist von einer politischen Ideologie zu einem privaten (Massen-) Vorurteil geworden [...]*.“ (Bergmann/Erb 1986, S. 224). / Bergmann/Erb nehmen hier einen Gedanken von Bernd Marin auf (vgl. Marin 1979, S. 550).

151 Ebd.

scheint somit rückläufig zu sein: Das Thema und die Attitüde finden mittlerweile verstärkt Eingang auch in die mediale Öffentlichkeit. Bergmann zieht am Ende seiner Untersuchung von 1996/97 ein weniger zuversichtliches Fazit, als seine oben genannten Lernschritte zunächst glauben machen möchten:

„Anstelle der ‚Judenfrage‘, in der die Juden als gleichstarke Konfliktpartei wahrgenommen wurden, dominiert heute das asymmetrische Opfer-Täter-Schema, in dem die Juden als schutzbedürftige Minderheit [...] gesehen werden, der Entschädigung und ‚richtiges Gedenken‘ zusteht. In dieser Asymmetrie findet der Antisemitismus heute sein Hauptmotiv: die Juden werden als mächtig, geldgierig und nachtragend/empfindlich gesehen, da sie angeblich die moralisch diskreditierte Täterposition der Deutschen für ihre Vorteile nutzen. Die Motivstruktur und die konkrete Ausgestaltung des Antisemitismus sind über die Geschichte der Bundesrepublik hinweg nicht konstant geblieben, sondern folgten dem Wandel in der öffentlichen Interpretation der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte. Es läßt sich also auf der Ebene der Bevölkerungsmeinung nicht nur ein generationell gestufter Rückgang antisemitischer Einstellungen konstatieren, sondern auch ein Wandlungsprozeß in der Vorurteilsstruktur selbst.“¹⁵²

Ein derartiger Wandlungsprozess hat beispielweise bei dem antisemitischen Vorurteil jüdischen „Schmarotzens“ stattgefunden, wie Wolfgang Benz beschreibt:

„Das Vorurteil, die Juden seien, da zur werteschaaffenden Arbeit aus rassischen Gründen nicht disponiert und wegen ihrer aus den Rasseeigenschaften resultierenden minderen Moral auch nicht motiviert, wurde nach 1945 aus nabeliegenden Gründen in dieser ursprünglichen Form nicht mehr öffentlich artikuliert, es lebte in tieferen Bewußtseins-schichten jedoch fort und konnte daher argumentativ neu aufgeladen werden. An die Stelle des früher unterstellten genetisch bedingten Triebs ‚zum Handel‘ (damit war konnotiert: Betrug, Wucher, unlauteres Geschäft) statt ‚zur Arbeit‘ trat die Vermutung, die Juden bereicherten sich unzulässig mit Entschädigungszahlen und Wiedergutmachungsleistungen aufgrund der nationalsozialistischen Verfolgung.“¹⁵³

Martin Gubser stellt in seiner Studie über „Literarischen Antisemitismus“ fest: Die „allmählich entstehenden und laufend tradierten Vorurteile und Stereotype sind mit ein Grund dafür, daß Antisemitismus offenbar alle Epochen überdauert, selbst solche ohne Juden.“¹⁵⁴ Dass diese Einschätzung zutrifft, belegen Studien über antisemitische Vorstellungen im rechtsradikalen Milieu, aber auch neuere Umfragen zum Thema Antisemitismus (s.u.).

Unverzichtbar ist im Rahmen dieser Arbeit die Frage nach dem Antisemitismus der letzten ein oder zwei Dekaden, der sich also in einem Umfeld behauptet hat, in dem Antisemitismus zum einen breit diskutiert wurde und zum anderen zur wohl am

152 Bergmann 1997, S. 510.

153 Benz 1995, S. 369.

154 Gubser 1998, S. 51f. / Ähnlich Bernd Marin: „Bezeichnenderweise scheint für den Antisemitismus die Existenz/Nichtexistenz einer bedeutsamen jüdischen Minderheit ziemlich belanglos zu sein.“ (Marin 1979, S. 549, Anm. 8).

„stärksten sanktionierten Tabuverletzung“¹⁵⁵ aufstieg. Nach Jahrzehnten des von Bergmann bis 1989 beschriebenen Abnehmens antisemitischer Einstellungen ist für die Zeit *nach* der Wiedervereinigung eine deutliche Trendwende zu verzeichnen. Auf die Frage „Würden Sie sagen, es ist für Deutschland besser, keine Juden im Land zu haben?“ antworteten 1987 13% der Befragten mit „Ja“, 1992 waren es bereits 18% – so viele, wie seit Mitte der 60er Jahre nicht mehr diese Frage bejaht hatten (Zahlen für die 70er Jahre fehlen allerdings in dieser Umfragestatistik).¹⁵⁶ Auch auf die Frage, ob man der Meinung sei, dass die Juden im Bundesgebiet mehr Einfluss hätten, als ihnen zukomme, beantworteten 11% der 1986 Befragten mit „Ja“, während es 1994 bereits 24% – fast ein Viertel der Befragten – waren.¹⁵⁷ Diese Zahlen nähren die Vermutung, dass der durchaus positive kollektive Lernprozess, den Bergmann in der öffentlichen Sphäre der Bundesrepublik ausgemacht hat, erstens wohl nicht oder nur eingeschränkt für private Einstellungsmuster gilt und zweitens der Abbau antijüdischer Ressentiments in den 90er Jahren offensichtlich eher rückläufig ist. Klaus Holz spricht gar von einer „krasse[n] Kluft zwischen dem Fortbestand antisemitischer Meinungen und der Ächtung des Antisemitismus in der öffentlichen Kommunikation“¹⁵⁸. Für die späten 80er Jahre nimmt Bergmann 1996/97 an:

„Die Tatsache, daß inzwischen ein wohl nicht weiter abschmelzender Sockel von ca. 5% mit klar antijüdischer Einstellung auch in den jüngeren Generationen bestehenbleibt, deutet darauf hin, daß offenbar immer ein kleiner Teil den Antisemitismus als Ausdruck von politischem Protest, als Tabubruch oder als Fortsetzung einer ausgeprägten Familientradition übernimmt.“¹⁵⁹

Dieser Befund trifft Benz zufolge derzeit nicht zu, nach dessen Auffassung „antisemitische und mit ihnen eng verwandte fremdenfeindliche Vorurteile nicht auf den rechten Rand der deutschen Gesellschaft beschränkt sind, sondern weit in die politische

155 Der Antisemitismusforscher Wolfgang Benz gibt zu bedenken: „*Manifester Antisemitismus wird selten geäußert, weil das die am stärksten sanktionierte Tabuverletzung in unserer politischen Kultur ist.*“ (Wolfgang Benz, zit. n. Joachim Güntner: Tabubruch und Tabuverlangen, in: NZZ 31.05.2002). Werner Bergmann und Rainer Erb führen dies darauf zurück, dass der Diskurs über Antisemitismus mittlerweile moralisch derart stark aufgeladen sei, dass, wer sich nicht klar zum (öffentlichen) anti-antisemitischen Konsens bekenne, nicht nur mit Ablehnung seiner Meinung, sondern gleich der ganzen Person rechnen müsse: „*Der Adressat einer so moralisch aufgeladenen Kommunikation ist von Achtungsverlust bedroht, wenn er abweichende Meinungen äußert. Meinung und Wert einer Person werden hier fusioniert, so daß die Missachtung auf die ganze Person ausgedehnt und damit weitere Kommunikation erschwert oder gar unmöglich wird.*“ (Bergmann/Erb 1986, S. 234).

156 Vgl. Institut für Demoskopie, Allensbach, 1987, Jahrbuch IX, 1993, S. 1001, zit. n. Bergmann 1997, S. 477. / Erhoben wurden die Zahlen für 1952, '56, '58, '63, '65, '83, '87, '92. / Vgl. zur Lücke in den 70er Jahren: Bergmann/Erb 1997, S. 404ff.

157 Genau: „*Sind Sie der Meinung, daß die nachstehenden Gruppen im Bundesgebiet mehr Einfluß, weniger Einfluß oder gerade soviel Einfluß haben, wie ihnen zukommt?*“ (Emnid-Informationen 11-12/1984; sowie zum Vergleich: AJC-Studie 1994, Tab. 4; beide zit. n. Bergmann 1997, S. 477f.).

158 Holz 2001, S. 484.

159 Bergmann 1997, S. 494.

Mitte hineinragen.¹⁶⁰ 1995 gibt er den aktuellen Stand der Verbreitung von antisemitischen Vorbehalten in der deutschen Gesamtbevölkerung mit etwa 13% an (vgl. S. 367). Auch Julius H. Schoeps und Joachim Schlör sprechen im selben Jahr von einer Wiederkehr antisemitischer Bilder in der öffentlichen Sphäre und fragen sich: „Hat die Aufklärung versagt?“¹⁶¹ Umfragen unter ostdeutschen Jugendlichen ergeben für den Verlauf der 90er Jahre einen hohen Grad an Zustimmung zu antisemitischen Aussagen (die allerdings eher im Kontext einer allgemeinen Abneigung gegenüber „Fremdem“ sowie einer Verweigerung der Identifikation mit den nationalsozialistischen Tätern steht), wodurch der von Bergmann aufgezeigte bundesrepublikanische Trend, Antisemitismus vorrangig als Einstellungsmuster der Älteren und damit als „Auslaufmodell“ einzustufen, gegenläufig geworden zu sein scheint.¹⁶² Generell ist natürlich darauf hinzuweisen, dass den Fragestellungen und der Auswahl der zu Befragenden bei der Erhebung derartiger Zahlen ein nicht zu unterschätzender Anteil zukommt; auch liegt die Zuordnung einer Äußerung als antisemitisch im Rahmen einer Umfrage ausschließlich in der Interpretation derer, die den Fragenkatalog und das Auswertungsraster entworfen haben.¹⁶³ Gleichwohl kann, mit der gebotenen Vorsicht im Einzelfall, doch davon ausgegangen werden, dass die Zusammenführung der Befunde konkurrierender Umfragen zumindest eine Gesamttendenz abzubilden vermag.

Die antisemitischen Ressentiments seit 1945 sind andere als diejenigen, mit denen Gubser sich bei seiner Untersuchung vor allem der Schriften Gustav Freytags auseinandergesetzt hat. In der Antisemitismusforschung, bemängelten bereits 1986 Bergmann/Erb, fehle es an „*einer überzeugenden Theorieentwicklung zum Nachkriegsantisemitismus*“,¹⁶⁴ die auch noch zehn Jahre später von Klaus Holz angemahnt wurde.¹⁶⁵ War das Judentum in der Argumentation der ideologischen Antisemiten des 19. und

160 Benz 1995, S. 370.

161 Schoeps/Schlör 1995, S. 8.

162 Vgl. Frindte et al. 1999, S. 127. – Laut Frindte/Funke/Jacob waren die Schuldgefühle aufgrund einer möglichen Verstrickung der Elterngeneration eine maßgebliche Motivation für den Anti-Antisemitismus der 68er-Generation. / Vgl. zu Erhebungen unter jugendlichen Ostdeutschen aus den 90er Jahren, bei denen eine weitaus höherer Affinität zu antisemitischen Einstellungen als beim Bevölkerungsdurchschnitt festgestellt wurde: Bergmann/Erb 1997, S. 409-412. / Auch Klaus Holz kritisiert, dass Bergmann in seiner Habilitationsschrift das Wiedererstarken des Antisemitismus in Deutschland seit der „Wende“ kaum erfasst habe (vgl. Holz 1998). / Wolfgang Frindte, Friedrich Funke und Susanne Jacob interpretieren die Ergebnisse ihrer zwei Umfragen von 1996 unter west- und ostdeutschen Jugendlichen wie folgt: „*Die Zurückweisung von historischer Verantwortung ist vielleicht ein Teil der neuen oder neu gewendeten alten antisemitischen Mythen.*“ So plädierte fast ein Drittel der Befragten dafür, endlich einen „Schlussstrich“ unter das Thema „Judenverfolgung“ zu ziehen, während nur ca. ein Fünftel eine besondere Verantwortung von Deutschen gegenüber Juden erkannte (vgl. a.a.O., S. 124ff.).

163 Vgl. hierzu die Kritik von Werner Bergmann im Interview mit Stefan Reinecke/Eberhard Seidel: „Wir sind empfindlicher geworden“, in: *taz* 15.06.2002, S. 12.

164 Vgl. Bergmann/Erb 1986, S. 223.

165 Vgl. Holz 1996.

frühen 20. Jahrhunderts „der innere Feind“ der jeweiligen Nation,¹⁶⁶ so wird die Gruppe der negativen Projektion mittlerweile anders gefasst. In Deutschland liegt dies vor allem an dem nationalen Makel, das Land der Mörder des europäischen Judentums zu sein, und – mit dem Holocaust einhergehend – an der verschwindenden Größe der jüdischen Gemeinden in Deutschland sowie der Gründung des Staates Israel 1948.¹⁶⁷ Gubser zufolge (s.o.) leben antisemitische Haltungen – nach 1945 zumeist unerschwellig – fort. Die jeweilige „Begründung“ des Antisemitismus hat sich jedoch gewandelt. Nicoline Hartzitz unterscheidet in ihrer Dissertation vier antisemitische „Begründungsverfahren“: ein *religiöses*, ein *wirtschaftliches*, ein *völkisch-nationales* und ein *biologisch-anthropologisches*. Martin Gubser knüpft hieran mit nur geringen Modifikationen an, wenn er seine vier „Argumentationsmuster“ für literarischen Antisemitismus *religiös*, *wirtschaftlich*, *nationalistisch* und *biologistisch* nennt. Die Kategorien von Hartzitz und Gubser können hier jedoch nicht ohne weiteres übernommen werden, da beide sich mit Texten beschäftigen, die weit vor der NS-Zeit entstanden sind.¹⁶⁸ Gubser schreibt: *„Die Autoren, die sich dieser vier Argumentationsmuster bedienen, haben das teilweise sogar offen erklärte Ziel, die jüdische Minderheit zu verändern, zu ‚verbessern‘ oder gar schlicht zum Verschwinden zu bringen.“* (S. 154). Eben hierin besteht der unüberbrückbare Unterschied zwischen der Zeit bis 1945 und der danach: Wer nach dem Holocaust mit wie auch immer ausgeprägten antisemitischen Ressentiments hantiert, tut dies – eine durchschnittliche Zurechnungsfähigkeit vorausgesetzt – mit dem Wissen um Auschwitz und den daraus folgenden Konsequenzen. Es handelt sich nach 1945, so die griffige Formel von Henryk M. Broder, um *„Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz“*.¹⁶⁹ Neben die verblassten Feindbilder des Antijudaismus oder Rassen-Antisemitismus sowie die virulenten Vorurteile von jüdischer Geld- und Medienmacht sind Ressentiments getreten, die sich beispielsweise auf den Staat Israel und den Palästinenserkonflikt beziehen (der Kampf gegen die Palästinenser werde mit „Nazimethoden“ geführt) oder auf das „schamlose Ausnutzen“ deutscher Schuldgefühle durch „überzogene“ Entschädigungsforderungen.¹⁷⁰ Derartige

166 Thomas Nipperdey und Reinhard Rürup sprechen von einer Wahrnehmung der Juden durch die nichtjüdische Majorität als *„Volk im Volk“*. (Nipperdey/Rürup 1972, S. 133).

167 *„Die Objekte des Antisemitismus, die Juden, sind heute in Deutschland eine kaum noch sichtbare Minderheit, [...] persönliche Erfahrungen mit dem Gegenstand des Antisemitismus, die zu Dissonanzen mit der Kommunikationsnorm führen könnten, [werden] kaum gemacht [...]“* (Bergmann 1997, S. 61/503). / Mittlerweile hat sich in Deutschland durch den Zuzug von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion die Zahl jüdischer Gemeindeglieder binnen eines knappen Jahrzehnts in etwa verdreifacht. Mit derzeit knapp 90.000 (1991: ca. 30.000) jüdischen Deutschen gehört die jüdische Gemeinschaft jedoch zahlenmäßig nach wie vor zu den kleineren religiösen Minderheiten in Deutschland.

168 Vgl. Hartzitz 1988, S. 236-281. / Gubser 1998, S. 144-154.

169 Broder 1986, S. 132 [Herv. im Orig.].

170 Jamal Karsli hatte Israel im Umgang mit den Palästinensern „Nazi-Methoden“ vorgeworfen, eine „zionistische Lobby“ diffamiere jegliche Kritik als antisemitisch. Jürgen Möllemann übernahm das Thema für den Bundestagswahlkampf 2002 mit seiner berüchtigten „Flugblattaffäre“: Er machte Michel Friedman und Ariel Scharon mitverantwortlich für Antisemitismus in Deutschland. – Vgl. zur politischen Antisemitismusdebatte im Sommer 2002 die dichte Berichterstattung in der überregiona-

Aspekte des Antisemitismus sind neu, sie wären ohne die historische Erfahrung des Holocaust¹⁷¹ sowie – im Falle des Antizionismus – ohne die Staatsgründung Israels gar nicht denkbar. Beiden Ressentiments gemein ist die Demontage eines jüdischen Opferstatus durch die Konstruktion einer „den Juden“ und weiteren Opfern des Nationalsozialismus (zum Beispiel osteuropäischen Zwangsarbeitern) zugeschriebenen Täterschaft.¹⁷² Wolfgang Benz konstatiert:

„Der aktuelle Antisemitismus nährt sich von traditionellen Stereotypen, Aversionen und Konstrukten (wie dem der ‚Weltverschwörung des internationalen Judentums‘ oder der jüdischen Beherrschung der Hochfinanz) ebenso wie von nachnationalsozialistischen Ressentiments (‚Nutznießer von Wiedergutmachungs- und Entschädigungsleistungen‘ oder ‚Unversöhnlichkeit nach dem Holocaust‘).“¹⁷³

Wolfgang Neugebauer nennt darüber hinaus den „Revisionismus“, das Ableugnen der Existenz von Auschwitz oder dessen Verharmlosung, der seines Erachtens die „wichtigste vom Rechtsextremismus geprägte neue Erscheinungsform des Antisemitismus heute“¹⁷⁴ darstelle. Das vor allem in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik verbreitete Phänomen des Philosemitismus soll hier nicht tiefer problematisiert werden.¹⁷⁵

len deutschsprachigen Tagespresse über Karśli, Möllemann und Friedman. / Rudolf Augstein z.B. nannte die Verhandlungen über eine Zwangsarbeiterentschädigung 1998 eine Erpressung des deutschen Volkes durch „*Haifische im Anwaltsgewand*“ (vgl. Augstein 1998). / Weitere Beispiele für Antisemitismus nach diesem Muster aus den frühen 90er Jahren nennt Wolfgang Benz in seinem Beitrag (Benz 1995).

171 Werner Bergmann und Rainer Erb geben zu Recht zu bedenken, „*daß der Nachkriegsantisemitismus keineswegs als einfache Fortsetzung des faschistischen und vorfaschistischen Antisemitismus gesehen werden darf, sondern nur in Verbindung mit der Erfahrung und Schuld der Judenvernichtung und der NS-Zeit verstanden werden kann.*“ (Bergmann/Erb 1986, S. 223f.).

172 Die negativen Eigenschaften, die der klassische Antisemitismus (vor allem bis 1945) Juden zuschrieb, waren ebenfalls Tatvorwürfe, so zum Beispiel die unterstellte Geldgier, die zur wirtschaftlichen Unterdrückung der Nichtjuden führe, oder die angeblich überbordende Sexualität jüdischer Männer, die sich an Unschuldigen vergingen; von Ritualmorden und Brunnenvergiftungen ganz zu schweigen. Diese Tatvorwürfe – so unhaltbar sie schon immer waren – ließen sich nach 1945 in Europa und gerade in Deutschland nicht mehr formulieren, da nach dem Holocaust für alle Welt publik geworden war, dass hierbei nicht von einem jüdischen, sondern von einem deutschen „Fehlverhalten“ gesprochen werden musste. Über die Kritik am Staat Israel oder an einzelnen Opferverbänden kehrt diese Argumentationsweise jedoch zurück in den Diskurs.

173 Benz 1995, S. 367 (Herv. d. Verf.).

174 Neugebauer 1995, S. 346f.

175 Gleichwohl bedarf es einen kurzen Exkurses über das Phänomen des Philosemitismus: Das „Wohlverhalten“ Juden gegenüber war ein Prüfstein für die internationale Bewertung westdeutscher Politik, insofern war die unbedingte Unterdrückung eines offenen Antisemitismus ein bedeutsames Kriterium beim Wiederaufbau politischer Kultur in der Bundesrepublik. Frank Stern weist jedoch darauf hin, dass der junge westdeutsche Staat keinerlei Integrationsbemühungen gegenüber Juden unternahm: Weder erging jemals ein „*international zu beachtender Rückruf an die vertriebenen Juden*“ (Stern 1998, S. 718), der zumindest symbolischen Wert gehabt hätte, noch stellten die dezidiert christlich ausgerichteten bürgerlichen Parteien – Stern verweist in diesem Zusammenhang auch auf Adenauers erste Regierungserklärung, „*die emphatisch die christlich-abendländische Wertorientierung deutscher Politik betonte*“ (ebd., S. 719) – ein ernsthaftes Angebot an Juden dar, eine aktive Rolle in der deutschen Gesellschaft einzunehmen. Das „Wohlverhalten“ gegenüber Juden äußerte sich in der

Philosemitismus schreibt zwar die Ausgrenzung von Juden (unter umgekehrten Vorzeichen) fort, doch ich stimme mit Werner Bergmann und Rainer Erb darin überein, dass es sich dabei weniger um einen verkappten Antisemitismus handelt,¹⁷⁶ sondern vielmehr um den Versuch, „die beständige Schuldzumutung zu akzeptieren, indem man den Kommunikationspartner idealisiert. Denn die Schuld ist nur dann auf Dauer akzeptabel, wenn der andere ‚besser‘ ist als man selbst.“¹⁷⁷ Im gegenwärtigen Diskurs über Juden und Antisemitismus soll es jedoch um das genaue Gegenteil gehen: um einen – so meine Vermutung – Diskurs zur Überwindung des Philosemitismus. Schuldabwehr äußert sich in den Debatten der sogenannten Berliner Republik nicht mehr nur – wie 1955 in Adornos Beitrag „Schuld und Abwehr“¹⁷⁸ beschrieben – als Infragestellung von nationalsozialistischer Schuld oder ihrer Relativierung, Aufrechnung und Projektion auf andere zur Entlastung von den eigenen Taten, sondern als eine Schuldzuweisung an die jüdische Opfergruppe durch das Herausstellen von deren „heutigen Taten“ (von der Kritik an Israel bis zu den Vorwürfen gegen Michel Friedman 2002/2003). Diese Verschiebung ist auch das Resultat eines generationellen Umbruchs: Die meisten heute lebenden nichtjüdischen Deutschen sind ursächlich nicht zu Tätern im Nationalsozialismus geworden, teilen aber mit deren Generation das Bedürfnis nach einer positiven nationalen Identifikation.

Woher also stammen die auf die Täterschaft der Opfer beziehungsweise das Abstreiten der eigenen Tat angelegten „Begründungs“-Muster, was steht dahinter? Hier-

Regierung Adenauer vor allem durch allgemeine Verurteilungen des Rassismus bei gleichzeitigem Beschweigen der NS-Vergangenheit. Von einer *projüdischen* Politik kann also nicht die Rede sein, wohl aber von einer allmählich entstehenden *philosemitischen* Kultur, die vor allem außenpolitisch der Selbstlegitimation des nichtjüdischen Sprechers diene und dementsprechend funktionalisiert wurde (vgl. ebd., S. 723f.). Neben den symbolischen Charakter offizieller philosemitischer Bekundungen trat eine weit verbreitete Dichotomie, die zwischen dem – vereinnahmend gepriesenen – „deutsch-jüdischen Kulturerbe“ und dem Fortbestand antisemitischer Ressentiments gegenüber jüdischen Displaced Persons und osteuropäischen Einwanderern unterschied: „Jüdisches“ wurde also als Abstraktum vorgezeigt, konkrete jüdische Zeitgenossen blieben jedoch ausgegrenzt. Stern spricht diesbezüglich von einem „*Philosemitismus ohne Juden*“ (ebd., S. 725). Die Überhöhung des Jüdischen führte zu neuen, wenn auch aufwertend gemeinten Stereotypisierungen. Eine weniger berechnend eingesetzte, emotionale Variante des Philosemitismus war die sentimentale Identifikation mit jüdischen Einzelschicksalen, am prominentesten wohl belegt am Beispiel des berühmten „Tagebuchs der Anne Frank“, das vor allem als Theaterstück in den 50er Jahren großen Zuspruch fand. Ergänzt wurde diese undifferenzierte Überhöhung und Empathie durch christliche Versöhnungsbestrebungen wie die alljährliche „Woche der Brüderlichkeit“ oder die „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“, die doch immer auch Unternehmen der eigenen Entschuldung darstellten (vgl. ebd., S. 729f.). Vgl. zum Phänomen des Philosemitismus auch einen früheren konzisen Überblick von Frank Stern (vgl. Stern 1991); vgl. zur philosemitischen Literatur nach 1945 die (wenigen) Studien zur Judendarstellung in der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur, die hier in Kap. 2.2 vorgestellt werden.

176 Diese These vertritt zum Beispiel Erica Burgauer in ihrem Überblickswerk „Zwischen Erinnerung und Verdrängung. Juden in Deutschland nach 1945“ (vgl. Burgauer 1993, S. 89f.).

177 Bergmann/Erb 1986, S. 236.

178 Adorno 1975.

bei ist zunächst darauf hinzuweisen, dass die Täter-Opfer-Umkehr keineswegs eine Strategie nur des Antisemitismus nach Auschwitz ist. Klaus Holz hat exemplarisch gezeigt, wie diese Argumentation bereits in älteren Texten (Heinrich von Treitschke: *Unsere Aussichten*, 1879) konsequent aufgebaut wurde. „Die Frage kann deshalb nur heißen, ob die Täter-Opfer-Umkehr nach 1945 einen anderen Sinn strukturiert, und wenn ja, welchen.“¹⁷⁹

Der heutige Antisemitismus in Deutschland, der vorwiegend publizistisch geäußert wird, ist mitnichten nur eine Wutreaktion auf Angst- und Aggressionspotentiale „vor allem der ‚beherrschten‘ Sozialschichten“.¹⁸⁰ Da „die Deutschen“ spätestens seit 1945 weltweit mit Auschwitz und Hitler assoziiert werden, sind sie unfrei geworden, autonom über ihre eigene Geschichte zu verfügen. Dies vereint sie in gewisser Weise mit den Juden, die über Jahrhunderte eine unterprivilegierte, verfolgte Minderheit waren und die durch den Holocaust zum Symbol des Opfers schlechthin wurden,¹⁸¹ in einer negativen Symbiose.¹⁸² C.K. Williams verweist auf die Konsequenz dieser Stigmatisierung der Deutschen als Täter und der Juden als Opfer: „Solange die Juden als symbolisches Gebilde gekennzeichnet werden, werden die Deutschen jene sein, welche die Juden umgebracht haben.“¹⁸³ Der Makel Auschwitz lässt sich vom Namen Deutschland wohl nicht mehr ablösen,¹⁸⁴ auch Entschädigungszahlungen vermögen nicht, „moralische Missachtung [...] in Achtung“¹⁸⁵ zu verwandeln. Umso mehr scheint manchen Diskursteilnehmern mittlerweile daran gelegen zu sein, die anderen Beteiligten des damaligen Geschehens ebenfalls unter Verdacht und Vorwurf zu stellen. Diese Ten-

179 Holz 2001, S. 489f.

180 Marin 1979, S. 558. / Freddy Raphael hat anhand des Klischees vom jüdischen Wucherer gezeigt, wozu z.B. die Gegenüberstellung von „deutscher Arbeit“ und „jüdischem Kapital“ in der antijüdischen Propaganda diente: Sie erlaubte es, „eine Form der Sozialkritik zu äußern, die weder die Fundamente der etablierten Ordnung noch das Privateigentum in Frage stellte.“ (Raphael 1995, S. 109). – Insofern ist Marins o.g. Feststellung nicht falsch, sie scheint mir jedoch eher historisch und weniger auf gegenwärtige Erscheinungsweisen der Judenfeindschaft zuzutreffen.

181 „Es erfolgte [durch den philosemitischen Diskurs der Nachkriegszeit] eine Idealisierung der Juden als Leidende und Opfer, die aus christlicher Überzeugung und Verpflichtung geliebt werden mußten. Der abstrakte Jude, fast eine metaphysische Idee, wurde einerseits zum religiösen Gegenstand, zum Objekt christlicher Nächstenliebe. Andererseits wurde die Shoah zu einer Art Opfergang des jüdischen Volkes stilisiert und mit einem höheren heilsgeschichtlichen Sinn versehen. Es erfolgte sozusagen eine religiöse Monumentalisierung der Juden als leidendes ‚auserwähltes Volk‘, was in Debatten der protestantischen und katholischen Theologie bis heute anhält.“ (Stern 1991, S. 59). / Vgl. hierzu auch Hoffmann 1995, S. 44f.

182 Der Begriff der „negativen Symbiose“ von Opfern und Tätern stammt von Dan Diner. „Negative Symbiose“ ist hierbei keineswegs zu verstehen als „Verschmelzung“, sondern als ein wechselseitiges Bezogensein auf das jeweilige Gegenüber als konstitutives Element ihrer beiden (grundverschiedenen) kollektiven Identitäten: „Für beide, für Deutsche wie für Juden, ist das Ergebnis der Massenvernichtung zum Ausgangspunkt ihres Selbstverständnisses geworden [...]“. (Diner 1988b, S. 243).

183 Williams 2002.

184 Vgl. hierzu den aufschlussreichen Erfahrungsbericht des New Yorker Germanisten Mark M. Anderson über die Wahrnehmung Deutschlands in den USA, in dem er das Fazit zieht, „dass mehr als zwei Generationen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges deutsche Kultur aus amerikanischer Sicht mehr denn je über den Holocaust definiert wird.“ (Anderson 2001).

185 Bergmann/Erb 1986, S. 242.

denz wird anhand der antisemitischen Äußerungen von Jürgen Möllemann 2002 oder Rudolf Augstein 1998 deutlich,¹⁸⁶ aber auch anhand der derzeitigen Konjunktur, die die Konstruktion einer deutschen Opferrolle hat; zum Beispiel durch die ausführlichen und breit rezipierten Serien über die Vertreibung der Ostpreußen (fünfteilige ZDF-Serie, 2001) oder den alliierten Bombenkrieg gegen Deutschland (vierteilige Spiegel-Serie, 2003). Literarische wie wissenschaftliche Publikationen wie Günter Grass' „Im Krebsgang“ (2002) oder Jörg Friedrichs „Der Brand“ (2002) begleiten und verstärken diesen Trend. Jüdische Überlebende, Soldaten der Roten Armee oder britische Bomberpiloten werden so ebenfalls zu Tätern und die Deutschen zu Opfern neben anderen.¹⁸⁷

Das Projekt einer Nivellierung von Opfer- und Täterstatus, das an zahlreichen Beispielen in Publizistik, Literatur, Fernsehen und Film der letzten Jahre festgemacht werden kann, dient nicht zuletzt der Rehabilitierung der eigenen Nation. Somit sind antisemitische Ressentiments in den aktuellen öffentlichen Debatten (Walser-Bubis-Debatte 1998, Möllemann-Friedman-Debatte 2002) weder Selbstzweck noch unreflektiert, sondern *Mittel zum Zweck*. Sie entspringen einem verbreiteten Bedürfnis das laut Bergmann „*asymmetrische Opfer-Täter-Schema*“¹⁸⁸ zu überwinden, das heißt, die Deutschen aus ihrer negativen Stigmatisierung zu befreien. Die bewussten Tabubrüche (Walser, Möllemann) dienen der Überwindung von Kommunikationsbarrieren, die der vermeintlich in der öffentlichen Sphäre geforderte Philosemitismus den nicht-jüdischen Deutschen angeblich auferlegt.

Der These vom Antisemitismus als „Mittel zum Zweck“ folgt auch der Ansatz, den aktuellen Antisemitismuskurs als „sekundären Antisemitismus“ zu fassen. Dieser bereits Ende der 50er Jahre von Peter Schönbach geprägte Begriff beschreibt das nachträgliche Rechtfertigen eigener Einstellungen im Nationalsozialismus, Adorno definiert ihn als „*Nachleben des faschistischen Antisemitismus*“.¹⁸⁹ Der Begriff des sekundären Antisemitismus ist etwas unklar geblieben, da ihm in der Literatur augenscheinlich unterschiedliche Bedeutungen zugemessen werden. Im heutigen Sprachgebrauch trägt der Begriff dem Umstand Rechnung, dass es Menschen mit antisemitischen Einstellungen nach 1945 ganz überwiegend nicht darum geht, Juden zu verfolgen, auszuweisen oder zu töten, sondern ihre gesellschaftliche Bedeutung zu marginalisieren. Häufig geht sekundärer, also „wiederaufflackernder“ Antisemitismus einher mit einer Erinnerungsabwehr. Laut Werner Bergmann und Rainer Erb (1991) lässt sich eine sekundär antisemitische Einstellung nicht mehr am Fortleben der im NS

186 Zu Augsteins antisemitisch eingefärbten Äußerungen vgl. Gondermann 2001.

187 Vgl. z.B. auch die Schilderung einer russischen Kriegsgefangenschaft in der Neuerfilmung von Josef Martin Bauers „Soweit die Füße tragen“ (2001) oder die Darstellung der Deutschen als Opfer der Nazis in Guido Knopps Fernsehdokumentation „Hitlers Kinder“ im ZDF (2001).

188 Bergmann 1997, S. 510.

189 Adorno 1971, S. 108. (Der Bezug zu Schönbach findet sich ebd.)

erlernten Judenstereotype und -feindschaft festmachen, sondern wird davon bestimmt,

*„wie sich die Deutschen der NS-Vergangenheit und der daraus erwachsenen Verantwortung für die Juden stellen. Aus der Diskrepanz zwischen dem Wunsch zu vergessen bzw. nicht erinnert zu werden und der beständigen Konfrontation mit den deutschen Verbrechen ergibt sich u.E. ein neues Vorurteilsmotiv [...]“*¹⁹⁰

Fordert der Zentralrat der Juden beispielsweise ein angemessenes Gedenken des Holocaust ein, so werden bei Menschen mit antisemitischen Einstellungen eben diese reaktiviert und auf den Zentralrat projiziert, weil dessen Politik ein bequemes Verleugnen der Geschichte beziehungsweise eine positive Identifikation mit der Nation verhindert. Dass in dieser Schuldabwehrdiskussion dann Klischees vorgebracht werden wie: „Hinter den Entschädigungsforderungen steckt die Geldgier des Judentums“ oder die Verschwörungstheorie „Der Zentralrat hat Macht über Deutschland“, zeigt, dass der sekundäre („nicht-eliminatorische“) Antisemitismus bruchlos an traditionelle antisemitische Vorstellungen anknüpfen kann. Klaus Holz kommt unter Berufung auf die Daten einer Erhebung von Bergmann und Erb sogar zu dem Schluss, dass die hergebrachten antisemitischen Zuschreibungen ausnahmslos bestehen geblieben seien und lediglich auf neue Themen wie „Israel“ oder „Wiedergutmachung“ angewandt würden.¹⁹¹ Eine wichtige Veränderung des nationalen Antisemitismus nach 1945 zur Zeit davor sei jedoch, dass Antisemitismus aufgrund von Kommunikationsverboten nun nicht mehr den Charakter einer Weltanschauung habe (vgl. S. 492/537). Ich verstehe den Befund von Holz als Beleg für meine These, dass der Antisemitismus nach 1945 in Deutschland ein argumentatives Mittel zum Zweck (und daher nicht Selbstzweck) ist.

Die verschiedenen historischen Erscheinungsformen der Judenfeindschaft wie etwa der lutherische Antijudaismus oder der nationalsozialistische Rassenantisemitismus verbanden sich mit den jeweiligen Affekten ihrer Zeit; der Gebrauch antisemitischer Ressentiments im heutigen Diskurs der Meinungsführermedien ist dem Ziel der Gleichsetzung (von Täter- und Opferkollektiv) zur eigenen Aufwertung untergeordnet. John Bunzl bestätigt diese Annahme:

*„Denn kollektives Entlastungsbedürfnis drängt zunächst generell zur Verwertung von Verbrechen anderer; schuldhaft zu brandmarkendes Verhalten von Juden jedoch eröffnet ungeahnte, unverhoffte Verlockungen. Wenn man dieses Verhalten dann auch noch mit den Verbrechen der Nazis vergleichen oder gleichsetzen kann, dann verlieren die Juden ihre irritierende Unschuld, und ehemalige Täter können auf die Tilgung ihrer sowieso immer schon angezweifelten Schuld hoffen.“*¹⁹²

190 Bergmann/Erb 1991, S. 232f.

191 Holz 2001, S. 531.

192 Bunzl 1995, S. 386.

Klaus Holz kommt in seinen Ausführungen über Antisemitismus nach Auschwitz zu einer ähnlichen Einschätzung und resümiert die Funktion derartiger Verschiebungen in einem Debattenbeitrag zur Waldheim-Affäre von 1986:

„Das Verbot offen antisemitisch-nazistischer Kommunikation wird durch die latente Thematisierung des Nationalsozialismus, der Judenvernichtung und der Täterschaft der Wir-Gruppe so eingehalten, dass im Anschluss ein ‚jüdischer‘ Täter vorgestellt werden kann, der die gegenwärtig ‚unbewältigte Vergangenheit‘ verursacht. [...] Das Latent-Halten der nationalsozialistischen Tat und Täterschaft realisiert das Kommunikationsverbot so, dass die Kommunikationslatenz des Antisemitismus im folgenden durchbrochen werden kann, ohne offensichtlich gegen Kommunikationsverbote zu verstoßen.“¹⁹³

Holz zeigt plausibel, wie durch bewusste Unbestimmtheiten im Text Ursachen, Zusammenhänge und sogar Fakten der eigenen nationalsozialistischen Vergangenheit zur Disposition gestellt werden. Der öffentliche antisemitische Diskurs funktioniert in diesem Beispiel dadurch, dass die Kommunikationslatenz (Antisemitisches darf nicht geäußert werden) durch ein bewusstes Latent-Halten zum Beispiel der Judenvernichtung oder der Schuld des eigenen Kollektivs auszugleichen versucht wird (vgl. S. 494-524). Holz spricht diesbezüglich folgerichtig von einer

„Umkehrung der Kommunikationslatenzen: Die Kommunikation von Antisemitismus wird ermöglicht, indem der Grund für die Kommunikationslatenz des Antisemitismus – der Nationalsozialismus und insbesondere die Judenvernichtung – sachlich und sozial latent gehalten werden, so dass die möglichen kommunikativen Anschlüsse nicht oder wenigstens nicht ausdrücklich sachlich und sozial gebunden werden.“ (S. 505).

Der Befund von Werner Bergmann und Rainer Erb (1986), dass Antisemitismus inzwischen nicht mehr „im Zusammenhang mit Krisenerscheinungen, Gruppeninteressen und gesellschaftlicher Selbstdefinition“¹⁹⁴ auftrete, kann daher keine uneingeschränkte Gültigkeit mehr beanspruchen. Nach obigen Überlegungen zur Zielgerichtetheit und Zweckbezogenheit antisemitischer Äußerungen bestünde derzeit also weniger die Gefahr manifester antisemitischer Gewalt,¹⁹⁵ sondern vielmehr die der Verdrängung und Überschreibung historischer Wahrheiten.

193 Holz 2001, S. 505.

194 Bergmann/Erb 1986, S. 227.

195 Die Gefahr manifester antisemitischer Gewalt soll hier keineswegs marginalisiert werden, erscheint mir jedoch kaum als das „Ziel“ jener Protagonisten des medialen und literarischen Diskurses, die an einer Relativierung und Verschleierung von Schuld interessiert sind. Jene Gruppen, die antisemitisch motivierte Gewalttaten begehen oder ausdrücklich danach verlangen, haben nach wie vor keinerlei Zugang zu anerkannten Medien.